

Oktober 10/2017

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke Zukunftsoffen für die nächste Reformation	289
Roman A. Siebenrock Amt der Einheit – Garantie der Vielfalt	291
Klaus Vellguth „Du führst mich hinaus ins Weite“	296
Hans Thüsing Die Übersetzung des Evangeliums nach Markus	302
Markus Roentgen Wer sind wir Menschen in Gott?	308
Axel Hammes/Guido Schlimbach Höhere Gewalt	310
Rezensionen	315
Volker Leppin: Die fremde Reformation	
Volker Reinhardt: Luther, der Ketzer	
Reinhard Körner OCD: Gott. 95 Thesen	
Reinhard Körner OCD: Glauben, lieben, christlich leben	
Walter Kardinal Kasper: Martin Luther	
Klaus Hurtz (Hrsg.): Verdichtetes Mysterium	

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Bischöfliches Generalvikariat, Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Uni-Prof. Mag. Dr. Roman A. Siebenrock, Institut für Systematische Theologie, Karl-Rahner-Platz 1, A-6020 Innsbruck | Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth, Münsterstraße 319, 52076 Aachen | Msgr. Hans Thüsing, Wallstraße 58, 50321 Brühl | Dipl.-Theol. Markus Roentgen, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Spiritual Dr. Axel Hammes, Collegium Albertinum, Adenaueralle 17-19, 53111 Bonn | Dr. Guido Schlimbach, Lütticher Straße 6, 50674 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christian Hennecke

Zukunftsoffen für die nächste Reformation

Zu den Zumutungen der Zukunft gehört eine eigentlich banale Erkenntnis: Die Gestalt der Kirche der Zukunft ist nicht eine Fortsetzung gewohnter Erfahrungen. Das gilt heute, das gilt zu allen Zeiten. Und schon zu Beginn der Geschichte mit der Kirche.

Und gerade dieser Beginn ist sehr hilfreich, gerade für eine deutsche Kirche, die sich immer noch in der recht kurzlebigen Tradition klassischer Gemeindeformationen befindet und zugleich – mindestens in Deutschland – mit ungeheuerlicher Energie und mit viel Geld und Personal eine klassische Formation von Christwerden und Gemeinschaft erhalten wollte (und will). Es ist natürlich schwieriger, ein zementiertes Gestaltprogramm an Strukturen und Prägungen aufzulösen und sich zu öffnen für die Überraschungen des Geistes – jenes Geistes, der immer wieder neu aus dem Ursprung des Evangeliums neue Wege und neue Formen der Gemeinschaft erwachsen lässt.

Deswegen lohnt es sich, auf den Anfang zu schauen. Jede Reformation der Kirche nimmt hier ihren Anfang. Und so wird gleich deutlich, dass der faszinierende Ausgangspunkt eben keine Sozialform ist, sondern eine gemeinsame Ausgangserfahrung: Es ist der Geist Gottes, der Menschen ergreift, ihr Herz berührt und sie so zusammenfügt. Es ist keine soziologische Erkenntnis und Gegebenheit, „ein Herz und eine Seele“ zu sein (Apg 4, 32), „einer“ in Christus zu sein

(Gal 3,28). Aber es ist eine Erfahrung, „Leib Christi“ zu sein. Und diese Erfahrungen prägen sich kulturell aus. Wenn also in Jerusalem Judenchristen sich an der Form einer Synagogengemeinde orientieren und die ersten Heidenchristen ihren Anknüpfungspunkt ebenfalls dort fanden, so ist das mehr als normal. Und doch: den Aposteln war die Form weniger wichtig als die „Substanz“ der Erfahrung: der auch gemeinschaftlich fassbare Vollzug eines Miteinanders, einer Praxis der Liebe, die das Geheimnis Gottes selbst widerspiegelt.

Einfach war das nicht. Zu stark ist durch alle Zeiten die Versuchung und die Gefahr, die eigene Erfahrung und die eigene Tradition zur Norm zu machen für zukünftige Entwicklungen.

Und hier lässt sich von den Aposteln viel lernen: Berichtet wird von Petrus, dass er eine erschütternde Gebetserfahrung macht. Er hat eine Vision, in der ihn Gott auffordert, Tiere zum Essen zuzubereiten, die ein Jude niemals essen würde: „Petrus, schlachte und iss“. Und wie immer tut sich Petrus zunächst schwer: „Niemals, Herr“. Aber Gott lässt nicht locker: „Was Gott für rein erklärt hat, nenne du nicht unrein“, antwortet ihm die Stimme Gottes leicht lakonisch und ungeduldig. Auf dem Hintergrund dieser tiefen und irritierenden Erfahrung lässt sich Petrus auf die Begegnung mit dem Hauptmann Cornelius ein und macht die überraschende Erfahrung, dass der Geist Gottes weiter reicht, über Lebensstile und Grenzen hinaus (Apg 10). Auf der Missionsreise des Paulus geschieht Ähnliches. Und so entstehen unter denen, die doch nicht die Tradition des auserwählten Volkes kennen und nicht zu ihm gehören, neue Gemeindeformen und neue Traditionen.

Und genau das führt in der Tat in den ersten großen Konflikt der jungen Christenheit – und schließlich zum Apostelkonzil. Gerungen wird hier um die Frage, ob die Eingründung in der Tradition und im Chris-

tusereignis auch neue Gestalten und Lebensweisen des Volkes Gottes ermöglicht. Diese Fragen werden nicht abstrakt entschieden: Es sind die Erfahrungen des Petrus und des Paulus, die erkennen lassen, dass der Weg des Volkes Gottes nicht geplant und nicht kontrolliert werden kann – wohl kann er entdeckt werden. Modern gesprochen: die Entwicklung des Volkes Gottes ist emergent, und das Werden neuer Kirchenformen ist eingebunden in die jeweilige Kultur. Und so bleibt die Entscheidung der Apostel zukunfts offen, weil sie sich nicht einer bestimmten Form verpflichtet weiß, wohl aber dem unverrechenbaren Wirken des Geistes. Nein, die Apostel entscheiden sich nicht für die eine (neue) oder die andere (alte) Form des Christseins – sie sind offen für weitere Entwicklungen und setzen auf die Verbindung und Verknüpfung, auf eine Einheit, die nicht zuerst durch Normen und Vorschriften, sondern durch Beziehungen in der einen Christuswirklichkeit ermöglicht wird.

Ein wichtiger Hinweis für uns: Denn auch wir stehen vor ähnlichen Reformationen, und wir erleben neue Aufbrüche und erleben große Umwälzungen. Neue Gestalten der Kirche wachsen hervor, die zuweilen irritierend anders sind: Die Erfahrungen der „fresh expressions of church“ sprechen eine deutliche Sprache. Und doch wird zugleich deutlich, dass diese neuen Ausdrucksformen kein anderes Evangelium kennen – und zugleich eine neue und überraschende geistliche und diakonische Tiefe entfalten, von der alle lernen können.

Denn darauf steuern wir zu: auf eine tiefgreifende Reformation. Angst und Bedenken sind hier keine guten Ratgeber, sondern Vertrauen in die neuschaffende Kraft des Geistes. Und vor allem geht es um eine gemeinsame Demut: es geht darum, der Wirkkraft des Evangeliums mehr zuzutrauen – und den vielen Menschen, die sich berühren und ansprechen lassen, zuzutrauen, dass durch sie der Geist Neues wirkt und gestaltet.

Liebe Leserinnen und Leser,

nicht zuletzt durch Papst Franziskus und seine neue Art der Wahrnehmung des Petrusdienstes ist das Papstamt an sich in den Fokus geraten, wie u. a. eine neue Monographie von Kardinal Müller zeigt. Sie kritisch einbeziehend wirft der an der Hochschule Innsbruck lehrende Dogmatiker **Prof. Dr. Roman A. Siebenrock** einen Blick auf die Bedeutung des Papstamtes in einer sich radikal verändernden Wertegesellschaft und macht dabei die Kategorie des Lernens stark.

Oktober bedeutet jedes Jahr neu: Weltmissionssonntag. In guter Tradition führt **Prof. Dr. Dr. Klaus Vellguth**, Medienreferent bei missio Aachen und u. a. auch Schriftleiter des „Anzeiger für die Seelsorge“, in die Gesellschafts- und Kirchensituation des dieses Jahr im Zentrum stehenden Landes Burkina Faso ein.

Leider wird die revidierte Einheitsübersetzung im kommenden Lesejahr noch keinen Einzug in die Liturgie halten. Dennoch schaut **Msgr. Hans Thüsing**, Subsidiar in Brühl, schon einmal auf das Evangelium des Lesejahres B, das ihn bereits seit Jahrzehnten beschäftigt und fasziniert, um die Pbl-Leserschaft einzustimmen auf das, was sie bei der Lektüre der Revision an Veränderung erwartet.

Demenz ist nicht nur ein ständig aktuelles Thema sowie eine Herausforderung für Gesellschaft und Seelsorge. Gerade wo das, was als das Spezifikum des Menschen angesehen wird, die Geisteskraft, ins nicht Festhaltbare entschwindet, gilt es theologisch-anthropologisch die biblisch insgesamt dreimal formulierte Frage zu beantworten: „Was ist der Mensch?“ (Ps 8,5; 144,3; Ijob 7,17). Hier ordnen sich die Gedanken von **Dipl. Theol. Markus Roentgen** ein, Referent für Spiritualität in der HA Seelsorge im GV Köln.

Pfr. Dr. Axel Hammes, Neutestamentler und Spiritual am Collegium Albertinum in Köln, sowie **Dr. Guido Schlimbach**, langjähriger Mitarbeiter an der Kunststation St. Peter in Köln, führen mit theologischem Tiefgang und hohem Aktualitätsgehalt in Claire Morgans Rauminstallation „Act of God“ ein.

Ausnahmsweise sei diesmal noch explizit auf den **Rezensionsteil** verwiesen, der zum Abschluss des Reformationsgedenkens fünf hier hinein sich einordnende Monographien bespricht.

Mit einem herzlichen Gruß in den Herbst

Ihr



Gunther Fleischer

Amt der Einheit – Garantie der Vielfalt

**Bemerkungen zur Bedeutung des Papstamtes
in einer sich radikal verändernden Weltgesell-
schaft**

Das Papstamt provoziert durch seine bloße Existenz. So oft ist es schon verabschiedet worden und doch immer wieder verjüngt wie ein Phönix aus der Asche der Missgriffe, Kritiken und Bekämpfungen neu erstanden. Auch innerchristlich bleibt sein Image zwischen dem Garanten der Einheit oder dem Grund für die anhaltende Spaltung hin und her gerissen.

Und heute? Pankaj Mishra stellt fest, dass der aktuelle Bischof von Rom der überzeugendste und einflussreichste öffentliche Intellektuelle der Gegenwart sei.¹ Deshalb fordert er eine neue Aufklärung, in der Vernunft und Glauben, wie immer schon Benedikt XVI., nicht apriori als Widerspruch abgetan werden. Und innerkirchlich? Bei aller Anerkennung von Papst Franziskus sollte nicht übersehen werden, dass auch er den Jurisdiktionsprimat nützt und für manche Entscheidungen unbedingten Gehorsam einfordert.² Auch der jüngste Umgang mit Gerhard Ludwig Kardinal Müller³ scheint mir kommunikativ kein nachahmenswertes Modell gewesen zu sein. Doch mit Franziskus, dem ersten von vielen noch kommenden Nicht-Europäer, ist die Weltkirche real in Rom selbst angekommen. Gäbe es dieses Amt nicht, es müsste erfunden werden. Aber weil es dieses Amt gibt, ist es stets zu erneuern. Wie aber kann es zeitgemäß so gestaltet werden, dass es beide Grundaufgaben miteinander zu verbinden vermag: Zeugnis für das Evangelium „urbi et orbi“ und Dienst an der Einheit aller Christgläubigen, ja der ganzen Menschheit?

Dazu möchte ich einige Überlegungen vorlegen, die von folgender Voraussetzung ausgehen. Die Autorität dieses Amtes kann nicht mehr verordnet werden. Entmächtigung ist die notwendige Konsequenz der von Benedikt XVI. angesagten „Entweltlichung der Kirche“.⁴ Deshalb erreicht ein bloßes Beharren auf der formalen „sacra potestas“ niemals jene freie Zustimmung der Menschen, die allein das Amt trägt. Es wird keine „potestas“ ohne „auctoritas“ der Person mehr geben, die die Gewissen der Menschenkraft jener Wahrheit selbst zu binden vermag (DH 1), die als Zeugnis des Evangeliums wahrer Humanität den Weg bereitet.

Deshalb muss heute die gesamte Dramatik der biblischen Gestalt Petri in der Theologie dieses Amtes eingeholt werden. Denn Petrus ist nicht nur der Fels (Mt 16, 18), der seine Brüder zu stärken hat (Lk 22,32), sondern ein Verräter (Mt 26,69-75), der weint (Mt 26,75), den Jesus als Satan barsch zurückweist (Mt 16,23), dem so in die Glaubensexistenz eingraviert wurde, dass er sich immer wieder bekehren muss (Lk 22,32); und der letztlich allein Autorität gewinnt in seiner Liebe zu Christus (Joh 21,17), die in der Liebe zu allen Schwestern und Brüdern glaubwürdig wird. Dann aber wird er, weil er Schafe zu weiden hat, immer wieder dorthin geführt werden, wohin er nicht selbst will (Joh 21,18). Dieser Petrus steht immer zwischen allen Stühlen der damaligen Kirche: den Judenchristen und den Griechen; und wird so zum wandernden Fels der Einheit. Deshalb kann von göttlicher Stiftung nie ohne den Prozess der Bekehrung gesprochen werden; ein Prozess der durch verschiedenste Faktoren ausgelöst und gefördert wird, innerkirchliche und außerkirchliche.⁵ Bekehrung aber ist ein Lernprozess im Glauben. Was dieser Lernprozess heute bedeutet, soll aus den Perspektiven des letzten Konzils verdeutlicht werden.

Prinzip der Einheit – Garant der Vielfalt: der Bischof von Rom in der Sicht des Zweiten Vatikanischen Konzils

Nur in einer elementaren Verdichtung der theologischen Grundoptionen werden die Perspektiven verständlich, mit denen das Zweite Vatikanische Konzil den Dienst des Bischofs von Rom in dieser heilsgeschichtlichen Epoche beschreibt, da die Menschheit immer enger zusammenwächst und in Gefahr und Chance zum Besten und zum Schlimmsten sich entwickelt (GS 9). In seiner apokalyptisch verschärften Gegenwartsanalyse (GS 81) stützt sich das Konzil auf jene große Hoffnung, die das ganze Konzil trägt und fälschlicherweise als naiver Optimismus bezeichnet wird: Gott will das Heil aller Menschen (SC 5; LG 16; AG 7). Deshalb führt er einen Dialog des Heils mit jeder einzelnen Person. Gottes Offenbarung, seine Selbstmitteilung in der Schöpfung, der Geschichte Israels mit ihrer Vollendung in Jesus Christus, anerkennt die unbedingte Würde jedes Geschöpfes durch jene Liebe, die zu einer liebenden Antwort befreit und ruft. In diese Weite und Unterschiedenheit der Liebe Gottes ist die Kirche als Zeichen unter den Völkern in Christus gleichsam wie ein Sakrament des allumfassenden Heils (LG 48), indem sie als Mittel und Werkzeug der Einheit mit Gott und der Einheit der ganzen Menschheit dient (LG 1). Weil sie daran gemessen werden will, weiß sie sich zur ständigen Erneuerung (LG 8) und Reform (UR 6) gerufen. Deshalb verzichtet die Kirche auf alle Zwangsmittel und setzt mit dem Heilmittel der Barmherzigkeit auf den Dialog nach innen und außen. Alle Menschen sind zum neuen Volk Gottes gerufen (LG 13 – 16) und Gott schenkt durch seinen Geist allen Menschen eine Beziehung zu Tod und Auferstehung Christi (GS 22).

In der katholischen Kirche, die mit allen Getauften, ja allen Menschen verbunden ist, bleibt die eine wahre Kirche Jesu Christi da („subsistit in“). In einer gewissen

Analogie zur Inkarnation verbinden sich in ihrer komplexen Realität Göttliches und Menschliches. Den Petrusdienst bewahrend, anerkennt sie Elemente des Katholischen außerhalb ihrer selbst und erneuert und reformiert sich selbst immer in der Nachfolge des armen Christus (LG 8; UR 6). Alle Katholikinnen tragen die eine Sendung der Kirche, weil alle in der Taufe die gleiche Würde der Berufung zum dreifachen Amt Christi erhalten haben (LG 10-12).

Die hierarchische Ordnung dient der Berufung aller. Indem die Kirche mit der Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen, besonders aber der Armen, verbunden ist (GS 1) und aus der Sendung des Sohnes erwächst, ist die ganze Kirche missionarisch (AG 2). So ist sie in Christus geeint im Heiligen Geist zum Reich des Vaters unterwegs und gibt die empfangene Botschaft allen, ja der ganzen Schöpfung weiter (LG 1, GS 1). Wegen dieses Mysteriums der Gegenwart des heilswirkenden Gottes hat alles Tun der Kirche seinen Höhepunkt und seine Wurzel in der Liturgie (SC 10), insbesondere der Eucharistie (LG 26). Die Liturgie findet aber im Dialog mit allen Menschen ihr „Ite, missa est“. Der Dialog setzt ja die heilsgeschichtliche Methode Gottes selbst fort (GS 92). In ihrem bleibenden Auftrag, die Zeichen der Zeit zu erforschen (GS 4. 11), erfährt die Kirche, dass sie immer dort zu sein hat, wo Menschen um ihre Würde und Freiheit, um Gerechtigkeit und Frieden ringen. In diesen Ereignissen und Sehnsüchten wird Christus und sein Evangelium vom Reich Gottes auch außerhalb der Kirche gegenwärtig.

Innerkirchlich bettet das Konzil das Amtsscharisma des Papstes, Jurisdiktionsvollmacht und Unfehlbarkeit, zwar in die Kollegialität der Bischöfe und das gemeinsame Glaubenszeugnis aller Glaubenden ein (LG 12; LG 21-22), doch auf der anderen Seite spielt es das Amt frei. Der Papst kann frei entscheiden, ob er kollegial oder primatial handeln möchte (LG 22). Damit werden die zwei Grundprinzipien kirchlicher Entschei-

dungsfindung und Handlungsformen, die Synodalität und die primatiale Verantwortung allein vor Gott, einander zugeordnet, aber nicht noch einmal juristisch in eine höhere Synthese vereint.⁶ Dass dadurch ein „Risiko“ in der Kirchenstruktur verankert wird, ist deshalb unausweichlich, weil der Geist auch weiterhin weht, wo er will (Joh 3, 8; aber auch: Lk 12, 55-56), und das Gewissen, auch das des Papstes, die letzte Norm geschichtlichen Handelns darstellt. Damit wird in die Kirchenstruktur die unbedingte Differenz in Christus von Gott her eingestiftet. Dass diese Differenz „unvermischt und ungetrennt“ als Einheit in der Liebe zu leben ist, halte ich für den entscheidenden Aspekt jener Kirchenvision, von dem das Konzil geprägt ist: im Sakrament Jesus Christus ist die Kirche als Volk Gottes und Leib Christi das universale (Grund-)Sakrament des Heils (LG 48).

Das Papstamt als Garant verbindlicher Lernprozesse

Hat sich die Kirchenstruktur dadurch letztlich in ein unversöhnbares Paradox manövriert? Nein, wenn zwei Vorgaben anerkannt werden. Erstens ist die Einheit der Kirche und aller Glaubenden von Christus gewollt (Joh 17, 21) und ein hoher Wert; auch im Blick auf die heutige Menschheits-situation. Zweitens sollten wir mit John Henry Newman und dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu begreifen beginnen, dass der Kirche in all ihren Verheißungen der mühsame Lernprozess in der Geschichte als Pilgerin nicht erspart wird.⁷ Entwicklung zeichnet eine lebendige Kirche aus, nicht das immer Gleiche. Deshalb lese ich das päpstliche Amt als Garant eines verbindlichen Lernprozesses im Glauben. In dieser Perspektive seien abschließend einige Aspekte hervorgehoben.

Jeder Lernprozess geht von verbindlichen Voraussetzungen aus, die das gegenwärtige kulturelle Gedächtnis einer Überzeugungsgemeinschaft bilden.⁸ Diese Verbindlichkeit des geschichtlich Gewordenen wird für

die Kirche in zwei wesentlichen Aspekten deutlich. In ihrer Apostolizität weiß sie, dass sie eine Botschaft empfangen hat, die nicht aus ihrem Vermögen erwächst und die sie daher treu zu bewahren und immer neu zu verkünden hat. Das ist nach menschlichem Ermessen ohne Institution und Expertentum nicht möglich; also nicht ohne bischöfliches Amt, Theologie und das Glaubenszeugnis aller, besonders aber der Heiligen. Weil die Kirche mit nichts Fertigen begonnen hat, musste sie nicht nur verbindliche Entscheidungen in der Geschichte treffen, sondern auch die Methode erfinden, wie solche Entscheidungen getroffen werden und verbindlich bleiben können. In solchen Prozessen, beispielhaft an der Kanonisierung der Schriften abzulesen, entwickelten sich das Bischofsamt und der Dienst des Petrus an der Einheit der vielfältigen Bischofskirchen. Im Rückblick erkennt die Kirche diese Entwicklung im Neuen Testament grundgelegt; und damit von jenem Gott verbindlich gewollt, der Jesus Christus sandte und das Zeugnis der Schrift wollte.⁹ Weil Johannes Paul II. selbst die anderen Kirchen und Gemeinschaften gefragt hat, wie er sein Amt heute in besserer, d.h. der Einheit mehr dienenden Weise ausüben könne, ist auch gesagt, dass nicht alle in der Geschichte erkennbaren Weisen seiner Ausübung nützlich genannt werden können.¹⁰ Welche aber könnte es heute sein?

Die Voraussetzung für alle künftige Autorität eines Papstes ist nach Newman die Anerkennung und Würdigung der Gewissen der einzelnen Personen. Dabei ist für Christgläubige selbstverständlich, dass das Gewissen an der Gestalt Jesu Christi, dem armen und gekreuzigten, sich zu bilden hat. Diese Ausrichtung ist deshalb allen Menschen möglich, weil dieser Christus in den Armen, Ausgegrenzten und um ihre Würde ringenden Menschen mitten unter uns gegenwärtig ist. Deshalb ist das Zeugnis der Getauften vom Reiche Gottes und der Christusgegenwart immer prophetisches Zeugnis. Weil das Konzil diese Christusge-

genwart in allen Menschen voraussetzt, ist die Kirche gut beraten, die verschiedensten Entwicklungen der Gegenwart, auch wenn sie auf den ersten Blick fremd und seltsam sein mögen, nicht pauschal zu verwerfen, sondern in einer Unterscheidung der Geister als Zeichen der Zeit zu lesen. Das bedeutet aber, die Gottesgeschichten in diesen Erzählungen zu hören und aufzunehmen.

So hatte schon Johannes XXIII. das Ringen der Frau um ihre Emanzipation als Zeichen der Zeit gewürdigt.¹¹ Es scheint mir daher völlig klar zu sein, dass die Suche nach der Rolle der Frau in der Kirche, inklusive Amt und Weihe, nicht abgeschlossen ist. Wer die Jurisdiktionskompetenz von geweihten Äbtissinnen über Jahrhunderte kennt, muss die heutige Situation als Rückschritt einschätzen.

Eine ähnliche Frage erhebt sich im Bereich von Ehe und Sexualität. Gerade weil Papst Franziskus einerseits die „Gender-Ideologie“ zurückweist und die Rollenverteilung von Mann und Frau als gesellschaftlich definiert einschätzt, die partnerschaftlich zu verändern sind¹², zeigen sich in diesem Feld Indizien eines unabgeschlossenen Lernprozesses. Ähnliches ist zur Homosexualität zu sagen.¹³ Weil die jüngeren Forschungen zu erkennen geben, dass Mann und Frau schon rein genetisch keine in sich geschlossenen Einheiten darstellen, sondern dass es fließende Übergänge gibt, kann eine Kirche, die sich der Konvergenz von Glauben und Vernunft verpflichtet weiß, auf Dauer solche Erkenntnisse nicht ignorieren.

Doch diese Fragestellungen erscheinen angesichts des propagierten „Transhumanismus“ als hoffnungslos überholt. Deshalb scheint mir die Grundperspektive des Konzils von hoher Aktualität zu sein. Denn wenn wir das Geheimnis des Menschen nur vom Geheimnis des menschengewordenen Wortes her zu verstehen vermögen (GS 22), dann wird sich das Papstamt in Zukunft als Anwalt des Menschen dadurch erweisen, dass die Kirche der Menschenfreundlich-

keit Gottes und der Transzendenz des Menschen durch das reine Zeugnis des Wortes und der diakonischen Handelns zu dienen sucht.

Schließlich darf auch die radikalste Problematik dieses Amtes nicht unerwähnt bleiben. Die ganze Bandbreite des Papstamtes zeigt sich in der Titulatur zwischen „Stellvertreter Christi“ und „Diener der Diener Gottes“. Als Stellvertreter Christi oder gar Gottes kann ein Mensch nur versagen. Als „Diener der Diener Gottes“ wird er nur bestehen, wenn alle akzeptieren, dass der Stellvertreter Petri sich dadurch allein als Fels erweist, dass er weinen und umkehren kann. Dann aber sind wir alle im Bekenntnis als lebendige Steine gerufen zum Aufbau der Kirche und des Reiches Christi.¹⁴ Aus dieser Ermächtigung aller Glaubenden aber wird auch die ökumenische Fragestellung dann beantwortbar. Von allem Triumphalismus frei geht deshalb auch die Kirche den Weg der ständigen Erneuerung in der Nachfolge des armen Christus. Und nie wird es eine andere Kirche geben als jene, die „schattenhaft, so doch getreu in der Welt“ (LG 8) dem Mysterium Christi dient.

Anmerkungen:

- ¹ <http://derstandard.at/2000043079085/Pankaj-Mishra-Wir-brauchen-eine-neue-Aufklaerung>.
- ² Siehe: Leven, Benjamin, „Totaler Gehorsam“. Wenn es darauf ankommt, nutzt Franziskus seine Autorität. Herder-Korrespondenz 71 (Juli 2017) 7.
- ³ Müller, Gerhard Kardinal, *Der Papst. Sendung und Auftrag*. Freiburg - Basel - Wien 2017. Wie ein Abschieds- und Treuegeschenk erscheint mir dieser Band. Sein autobiographisch verorteter Erfahrungsbericht zu den Päpsten seiner Lebensgeschichte erscheint mir als Hofberichterstattung, weil er alle Vertreter lobt. Im Gegensatz dazu fällt die theologische Gegenwartsanalyse so holzschnittartig aus, dass sie auf mich wie ein neues „Antimodernismus-Szenario“ wirkt. Hier wäre eine

differenzierende Unterscheidung der Geister angebracht gewesen. Wer den Papst (mit Recht!) als Hüter der Würde des Menschen sieht (ebd., 126; v.a. 441–462), sollte die Lernprozesse unserer Kirche in und mit der Moderne würdigen.

⁴ Benedikt XVI. hat aber mit seiner Initiative zu einem Pilgerweg der Wahrheit und des Friedens in Assisi 2011 gezeigt, wie aus dieser Schwäche verbindliches Mitgehen wird. Zum Prozess von Assisi (1986 bis heute): Siebenrock, Roman A./Jan-Heiner Tück (Hg.), *Selig, die Frieden stiften. Assisi – Zeichen gegen Gewalt*. Freiburg – Basel – Wien 2012. „Entweltlichung“ bedeutet daher keinen Rückzug aus der Verantwortung für das Leben der Menschen, sondern dass das kirchliche Handeln sich allein auf die Überzeugungskraft des Evangeliums und unseres Zeugnisses stützt.

⁵ Meine Überlegungen stützen sich auf folgende historische und systematische Untersuchungen, auf die nur summarisch verwiesen werden kann: Schatz, Klaus, *Der päpstliche Primat. Seine Geschichte von den Ursprüngen bis zur Gegenwart*. Würzburg 1990; Klausnitzer, Wolfgang, *Der Primat des Bischofs von Rom. Entwicklung, Dogma, ökumenische Zukunft*. Freiburg i.Br. 2004. Öfters verweise ich auf John Henry Kardinal Newman. Dazu: Klausnitzer, Wolfgang, *Päpstliche Unfehlbarkeit bei Newman und Döllinger*. Innsbruck 1980; Siebenrock, Roman A., *Wahrheit, Gewissen und Geschichte. Eine systematisch-theologische Rekonstruktion des Wirkens John Henry Kardinal Newmans*. Sigmaringendorf 1996. Außerdem zur Bedeutung von Entwicklung und Veränderung als Zeichen des Lebens vom Autor: Leben heißt sich wandeln. Systematisch-theologische Annäherung im Geist John Henry Newmans an das Thema „Wandlung“ im Blick auf das Zweite Vatikanische Konzil, in: Günter Biemer/Bernd Trocholepczy (Hg.), *Realisation – Verwirklichung und Wirkungsgeschichte. Studien zur Grundlegung der Praktischen Theologie nach John Henry Newman*. Frankfurt am Main u.a. 2010, 295–312.

⁶ Die primatiale Form des Handelns hat Pottmeyer eindringlich unter den Bedingungen der damaligen Souveränitätsvorstellungen analysiert (Pottmeyer, Hermann Josef, *Unfehlbarkeit und Souveränität. Die päpstliche Unfehlbarkeit im System der ultramontanen Ekklesiologie des 19. Jahrhunderts*. Mainz 1975). Joseph Ratzinger hat den Konziliarismus von Konstanz als kirchliches Notrecht eingestuft, das bleibend zu den Möglichkeiten der Kirche gehöre (Das neue Volk Gottes. Entwürfe zur Ekklesiologie. Düsseldorf 1969, 139). Beide Formen können daher als mögliches kirchliches Notrecht interpretiert werden. Das alltägliche Handeln der Kirche sollte sich die Stärken beider zu Nutzen machen: umfassende Wahrnehmung und Beratung und Mut zu konkretem Handeln mit erkennbaren

Optionen. Vehement weist Müller die Vorstellung einer Monarchie in der Bestimmung des päpstlichen Dienstes zurück (Anm. 3, 278; und im Blick auf die Kritik der Orthodoxen Kirchen nennt er die juristisch-monarchistische Ekklesiologie von Gregor VII. bis Bonifaz VIII.: ebd., 292).

⁷ Grundsätzlich weist Newman die Vorstellung eines „semper eadem“ (immer dasselbe) schon 1845 mit seiner Konversionsschrift über die Entwicklung der Lehre zurück. Dass die katholische Kirche Neuerungen gegenüber dem Evangelium eingeführt hätte, war ja ein entscheidender Kritikpunkt der Reformation, – auch in England. Die katholische Variante dieser Position hat der Semipelagianer Vinzenz von Lerin in seinem Commonitorium gegen die Neuerungen der augustinischen Gnadenlehre formuliert: „... was überall, was immer, was von allen geglaubt worden ist; denn das ist im wahren und eigentlichen Sinn das Katholische“, Commonitorium I, 2, CPL 50,640). Für Newman galt schon von Jugend an Entwicklung bzw. Wachstum als einzige Indiz für Leben. Diese Entwicklung der Lehre und des Lebens der Kirche wird durch verschiedene Ämter, d.h. Gruppen in der Wahrheit des Evangeliums auf unfehlbare Weise gehalten: das gemeinsame Zeugnis der Laien, die Schulen der Theologie, die Einmütigkeit der Bischöfe und in diesem Netz auch durch den Bischof von Rom. Während des Ersten Vatikanischen Konzils gerät er deshalb in scharfen Gegensatz zum Erzbischof von Westminster (London). Henry Kardinal Manning (1808–1892) hatte sich einer maximalen Interpretation verschrieben, die dem Papst allein und auch in einem viel weiteren Kompetenzbereich das Charisma der Unfehlbarkeit zuschrieb. Manning wird auch das Wort zugeschrieben: Das Erste Vatikanische Konzil sei der Sieg des Dogmas über die Geschichte. Mit der Kritik an Manning ist auch jene Vorstellung von Theologie, die in der Römischen Schule kultiviert wurde, zurückgewiesen, wonach das göttliche Wissen im kirchlichen Lehramt geschichtlich gegenwärtig wäre (siehe hierzu: Kasper, Walter, *Die Lehre von der Tradition in der Römischen Schule*. Giovanni Perrone, Carlo Passaglia, Clemens Schrader. Freiburg–Basel–Wien 1962). Aus diesem Grund halte ich nicht die Unfehlbarkeit des Papstes, die durch die Definition klar konditioniert wurde, für das Problem, sondern die Vorstellung von einer „Unfehlbarkeit des ordentlichen Lehramtes“, die erstmals von Joseph Kleutgen SJ nach dem Theologenkongress von Döllinger in München (1863) entwickelt wurde. In der Sicht von Kardinal Müller haben auch die wichtigen Dikasterien der römischen Kurie ebenso an der Unfehlbarkeit Anteil (Anm. 3, 14, 128 (!)). Auch sieht er die Auszeichnung des Bischofs von Rom bisweilen in eins mit der „Kirche von Rom“, die er im Kardinalskollegium repräsentiert sieht (ebd., 14, 233–235, 337). Weil

die Bestimmung von LG 23 („frei“) einer möglichen Willkür des Papstes das Tor öffnen könnte, müsse er „bereit sein, von den Kardinälen und engsten Mitarbeitern der Kurie konstruktive Kritik entgegenzunehmen“ (ebd., 358). Deshalb fordert Müller mit einem bemerkenswerten Zitat von Melchior Cano christlichen Freimut gegenüber dem Papst (ebd., 132).

⁸ Siehe: Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 2013.

⁹ Siehe hierzu die ekklesiale Inspirationslehre von Karl Rahner: Über die Schriftinspiration, in: ders., *Sämtliche Werke* 12. Freiburg u.a. 2005, 3–58.

¹⁰ Siehe: „Ut unum sint“ (25.5.1995), v.a. Nr. 83–96. Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, alle Irrwege darzustellen. Einen habe ich schon genannt: die Meinung, dass das Papstamt uns der Mühe der Pilgerschaft entheben würde. Die zweite zu nennende ist die Versuchung der Macht in doppelter Form. Mit Bonifaz VIII. (DzH 875) verbindet sich die Meinung, dass das Heil der Menschen an den Status des päpstlichen Untertans gebunden sein könnte. Obwohl Müller diese juristische Verengung kritisiert, meint er im Blick auf das Konzil von Florenz: „so ist doch die Erklärung über den römischen Primat eine dogmatisch verbindliche Definition des katholischen Glaubens und von heilsnotwendiger Relevanz“ (Anm. 3, 291). Die zweite Variante besteht in der Gefahr, die vom Dogma geforderte Einbindung in die Kirche als bloße Dekoration anzusehen. Franziskus hat 2015 den normalen Weg der Kirche als Synodalität bezeichnet. Es fehlen aber noch entsprechende Strukturen und selbstverständliche Haltungen und Mentalitäten. Denn der Verweis auf den Papst, das ist die andere Seite der Versuchung, lässt leicht von der eigenen Verantwortung ablenken. In dieser Hinsicht haben viele Verantwortliche im Missbrauchsskandal versagt. Und die Medien sind das Abschieben der Verantwortung nach Rom gerne mitgegangen.

¹¹ *Pacem in terris* (11. April 1963), Nr. 22.

¹² *Amoris laetitia* Nr. 56 und 286.

¹³ Siehe: *Amoris laetitia*, Nr. 250–251 und „Katechismus der Katholischen Kirche“, Nr. 2358.

¹⁴ Siehe die Ansprache von Papst Franziskus während des Angelus am 27. August 2017, dem 21. Sonntag im Jahreskreis mit dem Evangelium nach Matthäus 16, 13–20.

Klaus Vellguth

„Du führst mich hinaus ins Weite“¹

Kirche blickt am Sonntag der Weltmission nach Burkina Faso

Rund drei Millionen Katholiken leben in den 14 Diözesen von Burkina Faso. Im Rahmen der diesjährigen Kampagne zum Sonntag der Weltmission (22. Oktober 2017) stellt missio das Wirken der Kirche in Burkina Faso vor, die sich in besonderer Weise für die Förderung von Frauen in dem westafrikanischen Land engagiert.

„Land der aufrichtigen Menschen“ lautet die deutsche Übersetzung von Burkina Faso. Der afrikanische Binnenstaat liegt in der Sudanzone Westafrikas und gehört zu den zehn ärmsten Ländern der Welt. Ein Großteil des Landes ist Trockensavanne, trotzdem leben 90 Prozent der Bevölkerung von der Subsistenzwirtschaft; sie bauen Hirse, Mais, Sorghum, Fonio und Reis an. Die wichtigsten Exportprodukte Burkina Fasos sind Erdnüsse und Baumwolle, von deren Export (50 Prozent der Exporterlöse werden durch Baumwolle erwirtschaftet) die Wirtschaft Burkina Fasos abhängig ist. Der landwirtschaftliche Ertrag auf weitgehend unfruchtbaren Böden ist allerdings gering.

Bodenschätze werden in dem westafrikanischen Land kaum abgebaut, doch gibt es ausländische Investoren, die auf künftige Einnahmen durch den Gold- und Manganabbau setzen. Auch die einheimische Bevölkerung hofft darauf, künftig nicht ausschließlich von Einnahmen aus der Landwirtschaft angewiesen zu sein. Denn die Arbeit im Agrarsektor dürfte in Burkina Faso in Zukunft noch beschwerlicher werden. Schuld daran ist die Ausdehnung der Wüstenflächen in der Sahel-Zone, die

durch den Klimawandel ebenso wie durch ökologisch unangepasste Formen der Landwirtschaft bzw. durch eine extensive Viehwirtschaft beschleunigt wird. Dies ist ein fortschreitender Prozess mit verheerenden Folgen für die Entwicklung des Landes und die Lebensqualität der Bevölkerung, der seit vielen Jahrzehnten beobachtet werden kann. Vor den verheerenden Folgen der Wüstenausbreitung warnte bereits Johannes Paul II. in seinem historischen Appell vom 10. Mai 1980 anlässlich seines Besuches in dem westafrikanischen Staat: „Hier von Ouagadougou, vom Mittelpunkt eines der Länder aus, die man als die Länder des Durstes bezeichnen kann, sei es mir also gestattet, an alle, in Afrika und jenseits dieses Kontinents, einen feierlichen Appell zu richten: Schließt die Augen nicht vor dem, was in der Sahel-Zone geschehen ist und noch geschieht!“

Johannes Paul II. rief in seiner Ansprache dazu auf, ökosensible Maßnahmen zu entwickeln, um die Lebensbedingungen langfristig zu verbessern: „Die Erfordernisse sind unermesslich, wenn man der Ausdehnung der Wüste Einhalt gebieten und sie sogar allmählich zurückdrängen will; wenn man darauf abzielt, dass jeder Mann, jede Frau und jedes Kind der Sahel-Zone über genügend Wasser und Nahrung verfügen und einer menschenwürdigen Zukunft entgegengehen können. [...] Warten wir nicht die Wiederkehr der entsetzlichen und vernichtenden Dürre ab! Warten wir nicht, bis der Sand aufs Neue den Tod vor die Türe trägt!“² Der Appell des Papstes war eindeutig. Doch bis heute konnte die Ausbreitung der Wüstenflächen in dem westafrikanischen Staat nicht gestoppt werden.

Stabilität trotz materieller Armut

Burkina Faso, das an Mali, Niger, Benin, Togo, Ghana und die Elfenbeinküste grenzt, erlangte im Jahr 1960 seine Unabhängigkeit. Über ein Vierteljahrhundert, von 1987 bis 2014, wurde das Land von Blaise Compaoré regiert, bis eine brei-

te Opposition den langjährigen Staatsherrn zum Rücktritt zwang. In die Zeit der Präsidentschaft von Compaoré fielen die von Weltbank und Internationalem Währungsfond verordnete Strukturanpassung und wirtschaftliche Liberalisierung. Zwar verbesserten sich die politischen Rahmenbedingungen seit Anfang der 1990er Jahre, doch leben noch heute über vierzig Prozent der Bevölkerung in dem westafrikanischen Staat unter der absoluten Armutsgrenze. Auf dem von den Vereinten Nationen veröffentlichten Human Development Index (HDI) liegt Burkina Faso auf Rang 183 – von insgesamt 188 „gelisteten“ Staaten. Die durchschnittliche Lebenserwartung der Burkinabé beträgt 53,7 Jahre.³ Im November 2015 wurde der frühere Oppositionspolitiker Roch Marc Kaboré zum Staatspräsident der Republik Burkina Faso gewählt.

Die Bevölkerung des westafrikanischen Staates setzt sich aus Angehörigen von mehr als 60 Ethnien zusammen. Die Mossi bilden die größte ethnische Gruppe und prägen mit ihrer Kultur und Sprache weite Teile des Landes. In den südlichen Landesteilen verständigen sich die Menschen in den Dioula-Sprachen, während die Menschen im Norden mehrheitlich der Fulani/Pheul/Touareg angehören. Die verschiedenen ethnischen Gruppen sind religiös heterogen. Mehr als 60 Prozent der Burkinabé bekennen sich zum Islam, der in einer regional geprägten, undogmatisch-pragmatischen Variante zahlreiche Elemente des Animismus integriert. 23,2 Prozent der Bevölkerung Burkina Fasos sind Christen, die Mehrzahl von ihnen (19 Prozent) Katholiken. 15,3 Prozent der Burkinabé sind Anhänger einer indigenen Religion. Der vergleichsweise hohe Anteil an Anhängern traditioneller afrikanischer Religionen hängt damit zusammen, dass sich die Mehrheitsethnie der Mossi lange Zeit erfolgreich gegenüber der Islamisierung aus dem Norden widersetzen konnte.

Burkina Faso galt bislang als Beispiel für eine friedliche Koexistenz bzw. ein gelin-

gendes Miteinander der Religionen in Afrika. Unterschiedliche religiöse oder ethnische Zugehörigkeiten wurden in Burkina Faso nicht als trennend erlebt, stattdessen hatte sich in der multi-ethnischen Gesellschaft ein Klima der Toleranz entwickelt, auf das die Gesellschaft stolz war.⁴ Im vergangenen Jahr erreichte der islamistische Terror allerdings auch Burkina Faso. Anhänger der islamistischen Organisation Al Kaidia im Islamischen Maghreb (AQMI) verübten einen Terroranschlag auf das bei Diplomaten ebenso wie bei ausländischen Geschäftsleuten beliebte „Hotel Splendid“, nahmen fast 200 Geiseln und töteten 27 Personen. Kardinal Philippe Ouédraogo wertete den Anschlag als vorläufigen Höhepunkt eines schleichenden Versuchs islamistischer Extremisten, Westafrika unter islamischen Einfluss zu bringen: „Wir glauben, dass die Dschihadisten schon immer da waren, überall in Westafrika. Seit Jahren sind sie hier und wollen die Macht übernehmen, aber das ist ihnen nicht gelungen. Wir brauchen so etwas nicht.“ Zugleich rief der Vorsitzende der Bischofskonferenz von Burkina Faso und Niger zur Besonnenheit auf: „Wir brauchen Frieden, um vorangehen zu können. Ich habe an das ganze Volk appelliert, die Hoffnung zu stärken, vor allem auf das Gebet. Wir sind sicher, dass der Herr uns nicht verlassen wird, denn er ist Herr und Meister der Geschichte.“⁵

Situation der Frauen

Regelmäßige Dürreperioden und die damit verbundene Not, aber auch traditionelle Riten und langfristig geprägte gesellschaftliche Hierarchien erhalten eine strukturelle Armut und erschweren in besonderer Weise das Leben der Frauen in Burkina Faso.⁶ Rechtlich und gesellschaftlich haben Frauen in dem Land eine schwache Position, soziale und wirtschaftliche Barrieren verhindern eine dauerhafte Gleichstellung. Denn der Zugang zu Arbeit, Bildung und Gesundheitsversorgung bleibt für sie eingeschränkt. Während 36,7 Pro-

zent der Jungen von Burkina Faso lesen können, kann dies nur jedes fünfte Mädchen. Obwohl 4,26 Prozent der öffentlichen Ausgaben für Bildung verwandt werden, schließen nur knapp 63 Prozent der Kinder die Grundschule ab.⁷ Die enorm hohe Müttersterblichkeit, durch die mehr als 2.000 Frauen während der Schwangerschaft oder bei der Geburt jährlich sterben, ist besonders in den ländlichen Regionen, in denen 80 Prozent der Bevölkerung des Landes leben, am höchsten.⁸ Da Frauen in Burkina Faso im Durchschnitt mehr als sechs Kinder zur Welt bringen, wächst die Bevölkerung trotzdem jährlich um 2,9 Prozent.

Der in dem Land vorherrschende Islam wie auch das Christentum integrieren landestypische Elemente in ihren Glaubensvollzug, zugleich sind weiterhin traditionelle Religionen und ihre teils entwürdigenden Praktiken stärker als in anderen afrikanischen Ländern etabliert. Besonders die Genitalverstümmelung ist in Burkina Faso unter muslimischen (81 Prozent) wie auch unter christlichen Frauen (60 Prozent) weit verbreitet. Noch heute sind 76 Prozent der Frauen in Burkina Faso genitalverstümmelt. Die fast immer von traditionellen Beschneiderinnen vorgenommenen, als spiritueller Dienst an der Gesellschaft verstandenen Eingriffe sind vor allem im Norden und Zentrum des Landes etabliert, wobei sie deutlich stärker in ländlichen Regionen als in Städten praktiziert werden. Ebenfalls ist der Glaube an Hexerei und Magie bei den Burkinabé weit verbreitet. Oftmals werden dadurch Frauen zu Opfern unmenschlicher Verfolgung, sie werden aus ihren Familien ausgestoßen und teilweise sogar umgebracht.

Frauen als Rückgrat der Kirche in Westafrika

Frauen sind auch in Burkina Faso die Stütze in Kirche und Gesellschaft. Sie übernehmen Verantwortung für ihre Familien und im Leben der Gemeinden. Gleichzeitig sind sie vielen Formen von Gewalt und

Diskriminierung ausgesetzt: Zwangsverheiratung, Unterdrückung von Witwen und Hexenglauben, Frauenhandel und sexuelle Ausbeutung prägen den Alltag vieler Mädchen und Frauen. Trotz Benachteiligung und Ausgrenzung sind es vor allem Frauen, die den christlichen Glauben weitergeben und sich für die Gestaltung eines an christlichen Werten orientierten Lebens in den Familien und Gemeinden einsetzen.

Gemeinsam mit den deutschen Katholiken unterstützt missio die Kirche in Burkina Faso dabei insbesondere durch Förderung von Schwesterngemeinschaften und Katechistenschulen, die durch ihre Arbeit helfen, die Benachteiligung und Ausgrenzung von Frauen abzubauen. Die Stärkung der Frauen und der Einsatz für Chancengleichheit und Achtung ihrer Menschenwürde setzen eine positive Entwicklung in Gang, von der die Kirche und die Gesellschaft des westafrikanischen Landes nachhaltig profitieren.

Im Rahmen der Kampagne zum Sonntag der Weltmission 2017 knüpfen die burkinabésischen Partnern und missio an die Zweite Afrikasynode in Rom (Oktober 2009) an, auf der Papst Benedikt XVI. in seiner Eröffnungspredigt Afrika nicht nur als eine „enorme spirituelle Lunge für die Menschheit“ beschreibt, sondern Frauen als „Rückgrat der Ortskirche“ und als „eine große Kraft für das Apostolat der Kirche“ würdigt. Die Zweite Afrikasynode hat zu Recht anerkannt, dass Frauen in Afrika einen großen Beitrag für die Familie, die Gesellschaft und die Kirche aufgrund ihrer vielen Talente und Gaben leisten. Dennoch werden ihre Würde und Beiträge nicht nur nicht vollständig anerkannt und geschätzt, Frauen werden häufig ihrer Rechte beraubt (vgl. Proposition 47). Um diese Situation zu verbessern, empfiehlt die Synode eine bessere Integration von Frauen in die kirchlichen Strukturen und Entscheidungsprozesse. So wurde auf der Synode explizit die Forderung gestellt, dass den Frauen eine qualitativ hochwertige Ausbildung zuteil werde, damit sie alle gesellschaftlichen

Karrieren einschlagen können, von denen die traditionelle und die moderne Gesellschaft sie grundlos ausschließen. Die in Burkina Faso tätige Ordensfrau und Theologin Anne Béatrice Faye schreibt beispielsweise: „Sie [= die Frauen] sind Handelnde, die Gerechtigkeit, Frieden und Versöhnung herbeiführen. Trotz allem haben sie einen untrüglichen Instinkt für das Leben ihrer Kinder und ihrer Familien. Um ihretwillen gehen sie mutig und aufrecht weiter. Frauen gestalten den Alltag, der durch den Kampf ums Leben und Überleben geprägt ist. In Kriegszeiten etwa zögern manche Frauen nicht, unter Einsatz ihres Lebens die Feldarbeit nachts zu erledigen, um weiterhin ihre Familien ernähren zu können. [...] Sie kämpfen um Anerkennung, um eine gerechtere Welt und um bessere Lebensbedingungen.“

Frauen fördern Frauen

Es gehört zum Profil der Kirche in Burkina Faso, Frauen durch verschiedene Projekte zu stärken und zu fördern. Eine besondere Bedeutung haben dabei die zahlreichen Katechistenzentren in den verschiedenen Diözesen Burkina Fasos. Sie werden von missio seit vielen Jahren unterstützt. Der besonderen Bedeutung der Frauen für die Weitergabe des Glaubens und einer an christlichen Werten orientierten Gestaltung des täglichen Lebens in Familien und Gemeinden tragen diese Zentren dadurch Rechnung, dass sie seit langem Katechistenpaare ausbilden. Dadurch werden Frauen in ihrer Rolle in Kirche und Gesellschaft gefördert und gestärkt. Die Frauen, die oft weder lesen noch schreiben können, nehmen unter anderem auch an Alphabetisierungskursen teil und werden im Bereich der Kindererziehung und in Fragen der Hygiene geschult. Im Anschluss an ihre Ausbildung geben sie dieses Wissen an die Frauen in ihren Gemeinden und Dörfern weiter, indem sie in den entlegenen ländlichen Gebieten durch Katechesen wie auch Kurse zur menschlichen, sozialen und wirtschaft-

lichen Entwicklung besonders Mädchen und Frauen fortbilden.

Gefördert werden von den Katholiken in Deutschland auch die Sœurs de l'Immaculée Conception (SIC) – der größte einheimische Orden Burkina Fasos. Die Ordensschwwestern begleiten und betreuen marginalisierte Mädchen und Frauen. Sie setzen sich gegen die landesweit verbreiteten Praktiken der Genitalverstümmelung und der Zwangsverheiratung von Mädchen und jungen Frauen ein.⁹ Die Ordensschwwestern unterhalten in Burkina Faso zahlreiche Mädchenwohnheime für Mädchen im Alter von 12–18 Jahren, die vor dem Schicksal einer Zwangsehe geflohen sind. missio unterstützt die Aus- und Weiterbildung der Schwestern sowie deren Pastoralarbeit in den verschiedenen Diözesen. Denn ihre Arbeit fördert die Inkulturation des Glaubens und ist zugleich ein Kampf gegen Praktiken, die der Würde der Frauen widersprechen.

Neben dem Kampf gegen Zwangsverheiratung engagiert sich die Kirche in Burkina Faso auch im Kampf gegen Hexenglauben. Im Centre Delwende in Ouagadougou, das von zwei Ordensschwwestern geleitet wird, werden Frauen aufgenommen, die in ihren Dörfern als Hexen verfolgt wurden und fliehen mussten. Die Schwestern geben ihnen ein Zuhause und betreuen die traumatisierten Frauen.

Zur Stärkung der Frauen in Burkina Faso tragen unter anderem zahlreiche einkommensschaffende Maßnahmen bei, die von Schwesternkongregationen ebenso wie von der lokalen Caritas durchgeführt werden, indem sie beispielsweise eine Ausbildung zu Näherinnen oder zur Herstellung von Seifen anbieten. missio unterstützt die Partner vor Ort durch die Finanzierung des Lebensunterhalts und Förderung geistlicher Programme, damit die Grundlage ihres Handelns erhalten bleibt. So ermöglichen die Ausbildungsprogramme der Partner den Frauen, einen Beitrag zum Familieneinkommen zu erwirtschaften und dadurch nicht nur die ökonomische Rolle der Frau zu stärken, sondern auch ihre soziale Rolle innerhalb der Familie.

Frauen als Stütze der Kleinen Christlichen Gemeinschaften

Gerade Frauen prägen auch das Gesicht der in Burkina Faso weit verbreiteten Kleinen Christlichen Gemeinschaften (Communautés Chrésiennes de Base). Charakteristisch für die Basisgemeinden ist in dem westafrikanischen Land, dass sie die kleinste organisatorische Einheit der Kirche bilden und dass sich „alle und jeder als vollwertiges und verantwortliches Mitglied der kirchlichen Familie fühlt“¹⁰. In den Basisgemeinschaften realisiert sich ein weniger hierarchisch geprägtes Kirchenbild sowie eine partnerschaftliche Zusammenarbeit von Klerus und Laien. Julia Stabenheiner hat sich in ihrer Studie „Kleine Christliche Gemeinschaften in Burkina Faso“¹¹ mit der Entwicklung der Kleinen Christlichen Gemeinschaften in der Diözese Dorit beschäftigt und verweist auf die besondere Rolle von Katechisten, die anfangs oft eine Führungsposition in den Basisgemeinden bzw. Kleinen Christlichen Gemeinschaften übernehmen. Von ihnen geht meist der Impuls zur Gründung einer Basisgemeinde aus, bevor die Gestaltung des Gemeinschaftslebens in den Gemeinschaften später in die Hände der ortsansässigen Christen – und damit meist in die Hände von Frauen – gelegt wird.¹²

Unterschieden werden können in Burkina Faso Kleine Christliche Gemeinschaften, deren Mitglieder sonntags die Messe in der Pfarrkirche besuchen und Gemeinschaften, die weit von der Pfarrkirche entfernt liegen und die monatlich einmal von einem Priester besucht werden, der mit den Mitgliedern der Kleinen Christlichen Gemeinschaft die Messe feiert. In den Communautés Chrésiennes de Base, deren Gemeindemitglieder nicht an der Eucharistiefeier in der Pfarrkirche teilnehmen können, feiert die Gemeinde an den „priesterlosen“ Sonntagen unter Leitung eines Katechisten einen Wortgottesdienst. Auch die wöchentliche Sakramentenkatechese findet in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften statt. Das

kirchliche Leben organisiert sich in weiten Teilen Burkina Fasos rund um die Kleinen Christlichen Gemeinschaften. So haben viele Communautés Chrétiennes de Base Caritas-Teams gegründet, die sämtliche caritativen Aktivitäten der Gemeinschaft organisieren: Die Verteilung von Lebensmittel- und Kleiderspenden, Organisation von Krankenbesuchen, Vermittlung von in Not geratenen Personen an die diözesane Caritas. Auch der interreligiöse Dialog wird von den Kleinen Christlichen Gemeinschaften lebendig praktiziert. In manchen Regionen von Burkina Faso wurden von den Mitgliedern der Kleinen Christlichen Gemeinschaften christlich-muslimische Institutionen gegründet, in denen Christen und Muslime miteinander Projekte zur Verbesserung ihrer Lebensumstände realisieren. Über ihre pastorale Erfahrung mit Kleinen Christlichen Gemeinschaften in der Diözese Dori schreibt Julia Stabentheiner: „Mit den Kleinen Christlichen Gemeinschaften wurde versucht, pastorale Strukturen den Bedürfnissen der Menschen entsprechend zu gestalten und die Menschen in der Kirche zu beheimaten. Unter der Mitwirkung von Bischöfen, Priestern, Katechisten und vor allem von Laien entstanden lebendige Gemeinschaften, die, wenn auch alles andere als revolutionär, so doch befreiend in dem Sinne sind, dass sie die christliche Botschaft im Alltag der Menschen Fleisch werden lassen: Sie stärken den Einzelnen in vielerlei Hinsicht, sie brechen diskriminierende Situationen auf, sie helfen, Not zu überwinden und Spiritualität zu vertiefen. In diesen Gemeinschaften lebt und wirkt die Kirche in Burkina Faso, sie stellen wirklich die Basis der Ortskirche da.“¹³ Es ist nicht verwunderlich, dass auch die Kleinen Christliche Gemeinschaften in Burkina Faso primär vom Engagement der Frauen getragen werden.

Brücke zur Kirche in Burkina Faso

Der diesjährige Sonntag der Weltmission (22. Oktober 2017) schlägt eine Brücke zu

den Christen in Burkina Faso.¹⁴ Nach der bundesweiten Eröffnung der Aktion in Stuttgart werden die von missio eingeladenen Gäste aus dem westafrikanischen Land im Oktober in den deutschen Diözesen unterwegs sein, um in mehr als 450 Gottesdiensten, Veranstaltungen und Begegnungen vom Lebens- und Glaubenszeugnis der Christen in Burkina Faso zu berichten. Sie geben dem Sonntag der Weltmission als der größten weltweiten Solidaritätsaktion der Katholiken ein Gesicht und berichten anschaulich vom Leben der Kirche in Burkina Faso. Mit einem festlichen Gottesdienst und einer Abschlussveranstaltung in Augsburg wird die Kampagne zum Monat der Weltmission 2017 beendet.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Ps 18, 20.
- ² Johannes Paul II., Schließt die Augen nicht vor dem, was in der Sahelzone geschehen ist. Ansprache am 10. Mai 1980 in Ouagadougou.
- ³ Vgl. Meyer, Michael, Im „Vaterland der Würde“, in: Lebendige Seelsorge 64 (2013), 425–429. Vellguth, Klaus, Burkina Faso – Vaterland der Rechtschaffenden, in: Stimmen der Zeit 139 (2014) 1, 37–42.
- ⁴ Grell, Adelheid-Marie, Burkina Faso. Die Entstehung einer nationalen Identität. Wien 2006, 109.
- ⁵ Ouédraogo, Philippe, Die Situation ist dramatisch. Interview mit Radio Vatikan, zitiert nach: Gregory, Michael, Die neue Geographie des Terrors, in: Die Tagespost vom 22.01.2016.
- ⁶ Viele der folgenden Informationen zum Engagement von Frauen in Burkina Faso verdanke ich Michael Meyer, der das Land im Januar 2017 zuletzt besucht hat.
- ⁷ BMZ: Burkina Faso. Bildung, im Internet: http://www.bmz.de/de/laender_regionen/subsahara/burkinaFaso/profil.html (24.03.2016).
- ⁸ Vgl. Amnesty International: Über Leben. Burkina Faso: Schwangerschaft mit tödlichen Folgen. Mutter zu werden. Ohne zu sterben. Hamburg 2010.
- ⁹ Vgl. Tiburzy, Bettina, Die Mädchenretter. Immer wieder nehmen der Katechist Edmond Wango und seine Frau Bernadine Mädchen bei sich auf,

in: missio, „Du führst mich hinaus ins Weite“. Aktionsheft zum Sonntag der Weltmission 2017, 5–9. Tiburzy, Bettina, Mutige Martine. In Burkina Faso wird jedes zweite Mädchen vor seinem 18. Geburtstag zwangsverheiratet, in: missio, „Du führst mich hinaus ins Weite“. Aktionsheft zum Sonntag der Weltmission 2017, 18–20.

¹⁰ Les Evêques de Haute Volta, Lettre des Evêques à l'occasion du 75ème anniversaire de l'évangélisation en Haute Volta. Ouagadougou 1975, 25.

¹¹ Stabentheiner, Julia, Kleine Christliche Gemeinschaften in Burkina Faso. Die Kirche im Nahbereich der Diözese Dori. Unveröffentlichtes Dokument, ohne Datum. Dieser Studie verdanke ich vielfältige Anregungen für den hier vorgelegten Beitrag.

¹² Vgl. Vellguth, Klaus, Burkina Faso – Vaterland der Rechtschaffenden, in: Stimmen der Zeit 139 (2014) 1, 37–42.

¹³ Stabentheiner, Julia, a. a. O (Anm. 10), 34.

¹⁴ Vgl. <https://www.missio-hilft.de/de/aktion/monat-der-weltmission/>

Hans Thüsing

Die Übersetzung des Evangeliums nach Markus

In der Einheitsübersetzung nach der Revision

Es ist gut, dass die neue, „vollständig durchgesehene und überarbeitete Ausgabe“ der Einheitsübersetzung endlich erschienen ist. Im Dezember 2016 waren die ersten Ausgaben im Buchhandel erhältlich. Die Revision war schon im Jahr 2003 beschlossen worden und wurde darum mit Spannung erwartet, obwohl es „keinesfalls eine Neuübersetzung“ werden sollte. Schon im Februar dieses Jahres haben die Leserinnen und Leser des Pastoralblatts durch den Herausgeber Dr. Fleischer die freundliche Besprechung der Revision der ganzen Bibel lesen können. Im jetzigen Beitrag geht es nur um die Übersetzung des Markusevangeliums und darum, nachzusehen, was darin geändert wurde. Bald, zu Anfang Dezember, beginnt ja mit der Adventszeit das nächste Lesejahr, in dem an den Sonntagen und Feiertagen vor allem aus diesem Evangelium vorgelesen wird.

Bis dahin werden die Lektionare und die anderen liturgischen Bücher leider noch nicht in der neuen Textfassung vorliegen. Darum wird hier bei dieser Besprechung jedes Mal auch noch der bisherige Text genannt werden, um gegebenenfalls umso deutlicher die Änderung wahrzunehmen und berücksichtigen zu können.

Seit fast einem halben Jahrhundert beschäftige ich mich eingehend mit dem Markusevangelium, diesem Buch, das den anderen drei Evangelisten als Vorbild diente. Es enthält viele Rätsel, die der Evangelist absichtlich aufgibt, um zum Nachden-

ken anzuregen. So endet das Buch z.B. mit dem Satz: „sie sagten niemandem etwas, denn sie fürchteten sich.“ (Mk 16,8) – aber woher weiß man das Erzählte? Oder es stehen zehn Fragen mitten im Buch: „Seht ihr immer noch nicht ein?“ (Mk 8,17-21) ohne eine Antwort, was sie denn einsehen sollten. Oder, ein drittes Beispiel: Jesus fragt die Schriftgelehrten über den Sohn Davids und den Messias: „David selber nennt ihn Herrn. Inwiefern ist er sein Sohn?“ Eine Antwort darauf ist im Text nicht zu finden. – Ich freue mich besonders über eine ganze Reihe von Verbesserungen, die jetzt nach der Revision gegenüber dem bisherigen Text der Einheitsübersetzung festzustellen sind.

Eine wichtige Verbesserung

Ich suche zuerst diejenige Stelle und schlage sie auf, an der die bisherige Einheitsübersetzung mit dem Markustext in dreifacher Hinsicht nicht gut umgegangen war. Sie schrieb nämlich: „Nachdem man Johannes ins Gefängnis geworfen hatte, ging Jesus wieder nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,14f in der bisherigen Fassung). Diese Worte stehen dort unter den zwei von den Herausgebern gesetzten Überschriften: „Das Wirken Jesu in Galiläa: 1,14-8,26“ und: „Erstes Auftreten in Galiläa: 1,14-15“. Ich bin froh, dass dies nun geändert wurde.

Zum bisherigen Text ist zunächst zu sagen: Der griechische Originaltext sagt, ins Deutsche gebracht, nur: „Nachdem Johannes ausgeliefert war...“. Die Einheitsübersetzung hatte an dieser Stelle gar nicht den Markustext wiedergegeben, sondern den Text des Matthäusevangeliums! Dort ist zu lesen, „dass man Johannes ins Gefängnis geworfen hatte“ (Mt 4,12). – Vielleicht denkt jemand, der Unterschied sei nebensächlich, und es sei pedantisch, das

zu beanstanden. Es ist aber zu bedenken, dass das Wort „ausliefern“ – das ja nun dadurch ausfiel – bei Markus gewissermaßen ein Fachausdruck ist für das, was Jesus widerfahren ist. Immer wieder steht von Jesus geschrieben, er sei ausgeliefert worden, allein in der Passionsgeschichte (Mk 14 und 15) zehn Mal. Nun sieht Markus aber in Johannes dem Täufer den „Vorläufer“ Jesu. Darum erzählt er auch so ausführlich die Johannespassion (Mk 6,17-29) – die Lukas ganz übergeht, Matthäus aber auf die Hälfte kürzt –, und darum schreibt er schon hier zu Beginn seines Buches: „Nachdem Johannes ausgeliefert war“. Wer ihn zu lesen versteht, soll und wird schon hier daran denken, dass ja auch Jesus ausgeliefert wurde. – Nach der Revision liest man nun im deutschen Text das, was im griechischen steht. Dieser Fehler ist glücklich behoben.

Danach, so geht es nach dem griechischen Text weiter, „kam Jesus nach Galiläa.“ Die Einheitsübersetzung hatte daraus gemacht: „ging Jesus wieder nach Galiläa“. Offensichtlich war sie auch hier beeinflusst von Matthäus, der schreibt: „...zog er sich nach Galiläa zurück.“ (Mt 4,12). – Die Revision hat zu Recht das Wort „wieder“ gestrichen. Nur liest man dort leider nach wie vor: Es „ging Jesus nach Galiläa.“ Auch dies ist nicht gleichgültig. Denn ich bin überzeugt: Markus will, anders als nach ihm Matthäus, nicht antworten auf eine Frage wie: „Wohin ist Jesus gegangen?“, sondern auf die Frage: „Wozu ist Jesus gekommen?“. Darum schreibt er, Jesus „kam nach Galiläa“. Vielleicht mag der Eine oder die Andere meinen, das sei eine kleinliche Bemerkung. In Wirklichkeit ist es aber von großer Bedeutung. Es ist zu beachten, dass Markus nicht in gleicher Weise gelesen werden will wie Lukas und Matthäus. Diese beiden richten sich zwar, oberflächlich gesehen, sehr nach ihm aus. Sie setzen aber andere Akzente.

Mit den Worten „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15) hat Markus in unübertroffener Weise die Botschaft

Jesu zusammengefasst. Diese Botschaft ist das Hauptthema der ganzen Verkündigung Jesu. Der bisherige Text der Einheitsübersetzung legte aber durch die beiden hinzugesetzten Überschriften nahe, zu meinen, diese Verkündigung sei nur „das Wirken Jesu in Galiläa“ gewesen, und schränkte die Bedeutung dieser Worte noch ein, indem sie darüber setzte: „Erstes Auftreten in Galiläa“. – Nach der Revision stehen nun die beiden Verse Mk 1,14f unter der Überschrift „Die Ansage des Evangeliums“. Das ist zweifellos eine Verbesserung.

Leider werden diese Verse aber nach wie vor durch die Überschrift „Das Wirken Jesu in Galiläa“ vom Vorangehenden getrennt. Die gleiche Trennung findet sich auch in der Lutherübersetzung 2017 und bei der Mehrzahl der Exegeten. Nach meiner Überzeugung gehören sie aber noch zur Einleitung des Buches: Mk 1,4–15. So urteilen auch z.B. Joachim Gnilka im Evangelisch-Katholischen Kommentar zum Neuen Testament und Wilfried Eckey in seinem Kommentar. – Denn Markus schliesst jeden seiner großen Abschnitte – ich nenne sie Lehreinheiten – mit markanten zusammenfassenden Sätzen, zu denen ohne Zweifel Mk 1,14–15 gehören. Dazu gehören auch Mk 3,6; 4,34; 6,5f; 8,17–21; 10,45; 13,2; 15,39. Und Markus beginnt jede dieser Lehreinheiten jeweils mit einem Text über die Jünger. Das ist hier die Berufung der ersten Jünger Mk 1,16–20, das sind vor den anderen vier Lehreinheiten die Abschnitte Mk 3,7–19, Mk 4,35–41, Mk 6,6b–12 und Mk 8,27–33.

Der Text

Beim Vergleich der Textgestalt wird deutlich, dass hier tatsächlich eine in der Regel nur überarbeitete, nicht eine neue Übersetzung vorliegt. Veränderungen sind nur ganz selten vorgenommen worden. Das gilt aber nicht für die Wiedergabe des Anfangs des ersten Kapitels. Hier könnte man schon eher von einer Neuübersetzung sprechen,

sehr zum Vorteil des Textes. Sie kommt jetzt dem Urtext so nahe wie nur möglich. – Um ein Beispiel am Rande zu nennen: es wird jetzt auch das von Markus geliebte und so häufig, 42 mal (!) vorkommende „sogleich“ in der Regel – aber nicht immer – getreulich wiedergegeben.

Wichtig ist die Berichtigung einer fehlerhaften Fassung der Einheitsübersetzung in Mk 3,14. Da war bisher zu lesen: Jesus habe die Zwölf eingesetzt, „die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte, damit sie predigten und mit seiner Vollmacht Dämonen austrieben.“ Das Wörtchen „dann“ war in der Einheitsübersetzung willkürlich und den Sinn verändernd hinzugefügt worden. Es kommt dort aber im Urtext nicht vor! Es geht nicht um ein Nacheinander, sondern um ein Zugleich. Jetzt heißt es richtig: „damit sie bei ihm seien und damit er sie aussende, zu verkünden und mit Vollmacht Dämonen auszutreiben.“

Gleiches Wort – gleiche Übersetzung

Ein besonderer Anspruch an die Übersetzung verbindet sich mit der Forderung, gleiche Worte im Ursprungstext mit gleichen Worten in der Übersetzung wiederzugeben. Im einführenden Überblick über die Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift und ihre Revision, der im Anhang der Gesamtausgabe abgedruckt ist, finden sich über die „Grundlinien und Schlaglichter der Revision“ einige Sätze zur Frage der Konkordanz: „Gleiches Wort – gleiche Übersetzung“. Da heißt es: „Innerbiblische Bezüge ... werden auf diese Weise auch für die Leser der Zielsprache der Übersetzung sichtbar gemacht ...“

So ist es sehr erfreulich, dass die im Markusevangelium dreimal vorkommende Formulierung „ihnen zum Zeugnis“ (εἰς μαρτύριον αὐτοῖς) jetzt jedes Mal auch im deutschen Text gleichlautend wiedergegeben wird. Bisher las man sie an jeder der drei Stellen ganz verschieden: Sehr frag-

würdig war: „Das soll für sie ein Beweis (meiner Gesetzestreue) sein“ (!, Mk 1,44); ohne Grund polemisch: „zum Zeugnis gegen (!) sie“ (Mk 6,11); und schliesslich umständlich: „damit ihr vor ihnen Zeugnis ablegt“ (Mk 13,9).

Auch die „Vollmacht“ Jesu wird jetzt immer mit gleichem Wort bezeichnet. Die alte Einheitsübersetzung hatte z. B. in Mk 11,28f.33 den Ausdruck gewechselt und dreimal mit „Recht“ übersetzt. Das ist nicht belanglos. Markus schreibt sehr genau. Dadurch, dass er das gleiche Wort – im gleichen Zusammenhang! – viermal gebraucht, unterstreicht er die Bedeutung des Themas.

Man hätte diesen Grundsatz auch auf ein scheinbar so alltägliches Wort wie „Lehre“ anwenden können. Das Wort kommt im Buch nur fünf Mal vor. Jedes Mal ist die Lehre Jesu gemeint. Aber wo Markus schreibt: „In seiner Lehre sagte er“, da liest man jetzt: „bei dieser Belehrung sagte er“ (Mk 4,2) oder: „Er lehrte sie und sagte ...“ (Mk 12,38). Man wird einwenden, beide Formulierungen bedeuteten doch in der Sache das Gleiche, und es mache keinen Unterschied, ob man so oder so übersetze. Tatsächlich aber wäre zu berücksichtigen, dass im Markusevangelium manche Worte in bestimmter, von ihm absichtlich abgezahlter Häufigkeit vorkommen. Mit der Anzahl des Gebrauchs eines Wortes verbindet sich ein Sinngehalt, eine beabsichtigte Aussage. So kommt z.B. das Wort „Lehre“ im ganzen Buch genau fünfmal vor. Markus lehrt auch auf diese Weise, dass die Lehre Jesu der Tora entspricht, dem Pentateuch (den fünf Büchern Mose), und dass Jesus, ihr Verkünder, als ein neuer Mose gekommen ist. Die Worte Lehre, lehren und Lehrmeister sind für Markus erstwichtige Worte, und sie sind in seinem Buch alle drei genau abgezählt. Mit „Lehrmeister“ ist immer Jesus gemeint, zwölf mal, entsprechend den zwölf Aposteln, und auch das Verb „lehren“ kommt bedeutungsvoll siebzehn mal vor; dabei ist immer – mit zwei sehr gut begründeten und wohl zu beachtenden Aus-

nahmen – Jesus derjenige, der lehrt. Auch die Begriffe „Menschensohn“ und „Königsherrschaft Gottes“ – um nur zwei weitere Beispiele zu nennen – werden bedeutungsvoll abgezählt verwendet. In meiner Übersetzung, die unter dem Titel „Das älteste Jesusbuch“ im Katholischen Bibelwerk e.V., Stuttgart herausgegeben wurde, 2014 in 3. Auflage, (s. www.markusevangelium.de) ist das berücksichtigt; darin wird im Anhang in einem Register der wichtigeren Begriffe jeweils auch das entsprechende griechische Wort mit angegeben.

Gliederung, Überschriften, Gestaltungsfragen

Unter dieser Überschrift liest man über die „Grundlinien und Schlaglichter der Revision“: „Im Gegensatz zur Einheitsübersetzung von 1979 bietet die revidierte Fassung nur noch zwei Ebenen von Gliederungen.“ Das ist zu bedauern. Man darf bezweifeln, ob man mit dieser Beschränkung den so unterschiedlichen Schriften gerecht werden kann, die in der Bibel gesammelt sind. Das gilt auch für das Markusevangelium. Zu Recht heisst es doch gleich im nächsten Absatz: „Überschriften besitzen eine wichtige steuernde Funktion für das Leseverständnis und die Interpretation der Perikopen.“ Sehen wir genauer hin!

Das Markusevangelium ist in der neuen Einheitsübersetzung durch die Überschriften auf der „unteren Ebene“ in 94 Abschnitte eingeteilt. Die fast gleichzeitig erschienene Lutherbibel 2017 teilt den Text in 85 Abschnitte ein. Es ist interessant und lohnt sich, beide Ausgaben zu vergleichen und dabei die Übereinstimmungen und Abweichungen festzustellen.

Auf alle diese fast hundert Überschriften im Einzelnen einzugehen, würde an dieser Stelle sicherlich zu weit führen. Es gibt ja sehr verschiedene, jeweils durchaus sinnvolle Weisen, Überschriften zu setzen. Ich will aber drei Beispiele nennen:

Soll man schreiben: „Die Heilung eines Gelähmten“? (Mk 2,1-12) – oder nicht vielmehr, um das Hauptthema zu nennen, um das es dabei geht: „Die Vollmacht, auf Erden Sünden zu vergeben“?

Soll man schreiben: „Fasten und Feiern“? (Mk 2,18-22) – oder aber, um auf die an dieser Stelle wichtigen Stichworte hinzuweisen: „Der Bräutigam“ oder: „Hochzeitsgäste“?

Soll man schreiben: „Das Gleichnis von den Winzern“ (Mk 12,1-12) – oder besser, da Jesus mit diesem Gleichnis auf die Frage nach seiner Vollmacht antwortet: „Das Gleichnis vom geliebten Sohn“? – Die Lutherbibel 2017 hat die drei genannten Abschnitte so überschrieben: „Die Heilung eines Gelähmten und die Vollmacht zur Sündenvergebung“ und: „Die Frage nach dem Fasten“ und: „Von den bösen Weingärtnern“.

Außer den oben erwähnten 94 Überschriften gibt es – getreu der selbst gestellten Aufgabe „nur in zwei Ebenen“ – noch einige wenige in Großbuchstaben gedruckte, über beide Spalten hinweg gesetzte, den Text sehr bestimmende Überschriften der „oberen Ebene“. Diese Überschriften – es sind nur fünf an der Zahl – sind von besonderer, außerordentlicher Wirkung. Denn sie steuern das Leseverständnis und interpretieren das ganze Buch und die Abschnitte darin. Die Einführung macht ausdrücklich auf diese Wirkung aufmerksam. Es sind die folgenden fünf:

1. In der Wüste:
1,1-13 (mit drei Abschnitten) –
2. Das Wirken Jesu in Galiläa:
1,14 – 8,26 (mit vierzig Abschnitten) –
3. Der Weg Jesu nach Jerusalem:
8,27 – 10,52 (mit sechzehn Abschnitten) –
4. Das Wirken Jesu in Jerusalem:
11,1 – 13,37 (mit achtzehn Abschnitten) –
5. Passion und Erweckung Jesu:
14,1 – 16,20 (mit siebzehn Abschnitten).

In der bisherigen Einheitsübersetzung findet sich genau die gleiche Einteilung der „oberen Ebene“. Sie setzte darüber auch fast die gleichen Überschriften – mit Ausnahme der ersten, die dort so gegeben war: „Die Vorbereitung des Wirkens Jesu: 1,1-13“ – Dazwischen, gewissermaßen auf einer „mittleren Ebene“, standen bisher noch zwei Überschriften, die jetzt nicht mehr zu finden sind: „Taten und Worte Jesu: 4,35-8,26“ und: „Die Rede über die Endzeit: 13,1-37“. Sie wurden nicht übernommen. Man wird sie nicht vermissen. –

Weil sich der letzte Abschnitt des Evangeliums, Mk 16, 9-20, bei den ältesten Textzeugen nicht findet – darauf weist eine Anmerkung hin – darum waren bisher diese zwölf Verse in eckige Klammern gesetzt. Diese Klammern sind dort jetzt wieder weggelassen – nicht aber im Text der Lu17.

Auffällig und bemerkenswert ist die neue, abweichende Überschrift über die ersten dreizehn Verse: „In der Wüste“. Vorher lautete sie: „Die Vorbereitung des Wirkens Jesu.“ Beide Male kann man fragen: Führt eine solche Überschrift nicht – abgesehen davon, dass sie über der im Urtext gegebenen Überschrift des Buches steht, – im Zusammenhang mit den anderen Überschriften zu der Auffassung, Markus wolle den Lebensweg Jesu beschreiben? Aber ist es wirklich das, was das Evangelium nach Markus will? Ich verstehe das Buch vielmehr vor allem als ein Glaubensbuch, vergleichbar einem Katechismus, als ein Buch, das den Glauben der Kirche seiner Zeit umfassend darstellt.

Für die anderen drei Evangelisten ist das Markusevangelium in erstaunlicher Weise die maßgebende Autorität. Sie richten sich, so verschieden sie auch sind, nach ihm. Das Markusevangelium ist aber anders als das Lukasevangelium und das Matthäusevangelium; es setzt andere Akzente und will auch dementsprechend anders verstanden werden.

Carlo M. Martini schreibt in „Dein Wort, Herr, verschlang ich“ (S. 83): „Das Herausarbeiten der Struktur einer Perikope mag ein wenig akademisch wirken, meiner Meinung nach ist es aber unbedingt erforderlich für das Verständnis ihrer Aussage.“ Was er da über eine Perikope sagt, gilt sicherlich umso mehr in Bezug auf ein ganzes Buch wie das Markusevangelium. Er fährt fort: „Die Exegeten haben zur Gliederung des Textes viele Vorschläge gemacht, die berechtigt sind, aber ... nicht allen Ansprüchen genügen. Ich möchte Ihnen daher einen Vorschlag unterbreiten.“

So möchte ich hier einen Vorschlag machen, um die Struktur des Markusevangeliums zu zeigen, wie sie mir erscheint, statt der fünf Überschriften der neuen Einheitsübersetzung nach der Überschrift und dem doppeltem Motto (Mk 1,1-3) die folgenden zehn Überschriften vorschlagen:

6. Jesus und seine Botschaft (1,4-15) –
7. Die neue Lehre (1,16 – 3,6) –
8. Das Wort Gottes (3,7- 4,34) –
9. Glaube und Unglaube (4,35 – 6,6a) –
10. Vom Brot (6,6b – 8,26) –
11. Vom Weg (8,27 – 10,52) –
12. Jesus und der Tempel (11,1 – 13,2) –
13. Die Abschiedsrede Jesu (13,3-37) –
14. Jesus wird ausgeliefert (14,1 – 15,39) –
15. „Er geht euch voran“ (15,40 – 16,8).

Diese Überschriften führen nach meiner Meinung eher zum Inhalt des Buches hin. Zum Verständnis des Markusevangeliums wäre es hilfreich, dazu noch eine weitere übergeordnete „Ebene“ hinzuzufügen. Dieses Glaubensbuch besteht, nach der Überschrift, aus drei großen Einheiten von je eigenem Charakter. Es sind die folgenden:

- I. *Jesus in Galiläa*: Mk 1,16 – 6,6a –
- II. *Jesus lehrt sein Jünger*: Mk 6,6b – 10,52;
- III. *Jesus in Jerusalem*: Mk 11,1 – 15,39.

Dazu kommen die *Einleitung*: Mk 1,4 – 15 und der *Ausblick*: Mk 15,40 – 16,8.

Die Kunst des Übersetzens

Über die Schwierigkeit des Übersetzens gibt es eine unübersehbar große Literatur. Gewichtige Beiträge dazu hat die Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1963 in einem Sammelband über „Das Problem des Übersetzens“ herausgegeben. Kein Übersetzer wird auch mit seiner eigenen Übersetzung vollkommen zufrieden sein.

Ein leicht nachprüfbares Beispiel dafür ist die Übersetzung der Heilsbotschaft nach Markus von Fridolin Stier. Der Wortlaut seiner Übersetzung im 1989 im Kösel-Verlag aus dem Nachlass herausgegebenen Neuen Testament weicht an vielen Stellen ab von seiner 1965 im gleichen Verlag herausgegebenen Einzelausgabe des Markusevangeliums.

So ist auch das Markusevangelium in der Einheitsübersetzung auch nach der Revision sicherlich nicht vollkommen, und es wird wohl auch irgendwann in Zukunft von neuem revidiert werden müssen. Aber verglichen mit dem alten Text hat es an Verlässlichkeit und Treue zum Urtext sehr gewonnen, wie man mit Freude feststellen kann, und es bleibt zu hoffen, dass nun auch bald die Lektionare und anderen liturgischen Texte in dieser Übersetzung erscheinen werden.

Wer sind wir Menschen in Gott?¹

Ein Fragment im Horizont der Fragen zum Leben von Menschen in Demenz

Wir sind uns vielfach unbekannt, wir selbst uns selbst.

Fragen wir nach unserer Identität, nach unserem Selbst, nach unserem Grund, so ist jede scheinbar sichere Sprosse auf der Lebensleiter kostbar. Wie kostbar, das merken wir schmerzlich oft, wenn Sprossen wegbrechen, Zwischenräume ins scheinbar Uferlose abgründig sich auftun.

Wie wundervoll unser Gehirn, wie sichernd unsere Bewusstheit.

All das, dessen wir uns bewusst sind, hilft oft, das alltägliche Leben zu meistern. Das Bewusstsein steuert, regelt, schafft ein Zeitkontinuum, hält uns in den drei Zeitformen von Vergangenheit in dem, was war, in der Gegenwart, was gerade geschieht, in der Zukunft, im Vorausblick auf das, was kommt, kommen möge. Hier wird aber zugleich auch alles schon fragiler. Wir wissen nicht wirklich, was kommt! Wir bauen uns ein Vergangenes und ahnen mitunter, wie Erinnerung tragen kann, wir sind ins Jetzt geworfen und je ausgesetzt.

Ist dies aber alles noch recht konstant und hilft uns, zu leben, zu funktionieren, zu arbeiten, in Beziehungen verlässlich zu sein, unsere Gaben und Grenzen zu ahnen, Lebensschwerpunkte zu setzen, zu gestalten oder zumindest den Tag zu bestehen, immer in Beziehungen zu anderen, ohne die niemand wirklich existieren kann („denn alle Kreatur braucht Hilf' von allen“, Bertolt Brecht²), im Zusammenleben mit Menschen und Dingen, so ist unter der be-

wussten Ebene unseres Selbst ein viel größerer Existenzraum im Unbewussten und Unterbewussten.

Seit mehr als einhundert Jahren verstehen wir mehr, durch Psychologie, Kunst, Literatur, Musik und Seelenkunde, wie tief der Raum in uns ist, wo wir keineswegs souverän sind. Antriebe und Triebe, Familiengeschichten, Kultur, Religion, Klima, Gesellschaft, unser Geschlecht, biologisch geprägt und durch zahlreiche Außeneinflüsse geformt, treiben uns an, stören uns auf, führen uns in Dinge, Wahrnehmungen und Handlungen, wo wir oft uns fragen:

„Wer, was ist das da in mir, der/was mich so oder so leben lässt, mit mir selbst, mit anderen, mit den Dingen des Lebens?“

Wir verstehen etwa auch erst seit gut einhundert Jahren, wie schwer es ist, sich selbst anzunehmen, sich selbst zu lieben. Das Doppelgebot der Heiligen Schrift: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“ (Mk 12,31; von Lev 19,18 her geholt) (Buber übersetzt: „Halte lieb deinen Genossen, dir gleich“), als tiefe Folge aus dem wurzelhaften Zuvor von Gottes Liebe, der wir antworten sollen – dies wurde lange Zeit als das Selbstverständliche erachtet: Jeder liebe doch sich selbst, meinte man (in der Verwechslung von Selbstliebe mit Egoismus). Wir haben verstanden, mehr und mehr, dass dieses scheinbar Selbstverständliche so ganz und gar nicht selbstverständlich ist – und Menschen oft ein ganzes Leben brauchen, um sich ein wenig zumindest selber zu lieben, zu achten, zu ehren, schonend und wohlwollend, sanft (mit „*Suavidad*“ nennt es Teresa von Avila als Anweisung an den gewünschten Umgangsstil ihrer Schwestern mit sich und untereinander³) mit sich selbst zu sein.

Psychotherapie und Seelsorge haben viel Kenntnis erfahren von dieser Grundmühe im Menschen, sich anzunehmen als der Mensch, der ich bin, mit Gaben und Grenzen, nicht sich zu klein, nicht sich zu groß zu sehen.

Dieser Bereich des Unterbewussten und Unbewussten, dass wir nicht „Souverän im

eigenen Haus" sind, macht oft Angst, ist diffus, ist helldunkelschwarzweißgraubunt – völlig durchmischt, scheint ein Fass ohne Boden.

Und so stehen wir da – und sind zunehmend irritiert in der Frage: Wer bin ich denn wirklich?

Wer sind wir Menschen denn in dieser seltsamen Welt, in dieser komplexen Welt- und Selbstgeschichte, in diesem kaum ermesslichen Kosmos und Universum?

Aber, vielleicht, hoffentlich – und wieder im Ahnen: Das ist noch nicht die tiefste Ebene in uns, es reicht noch tiefer, es reicht da hin, was Wittgenstein so nannte: „Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische.“⁴

Unter Bewusstheit und Unterbewusstsein, oftmals überlagert von schweren und dicken Platten und Matten und Steinen und Blumen von Leben, Leiden, Krankheiten, Süchten, Beschädigungen, Verletzungen, Minderungen, Einschränkungen, Behinderungen, von Gelungenem, von Gemeistertem, von Bestandenem, von Durchgetragenen und Geglücktem, unterhalb von Last und Lust, Wahn und Wonne, darunter, im Seelengrund, da lebt je und immer und ewig und so unzerstörbar unermesslich und also heil das, was Meister Eckhart den *Gottesfunken* nennt, die nicht durch uns und von uns zu erzeugende oder zu erwirkende *Gotteskindschaft*, da lebt die je tiefere Einheit in und mit Gott, unzerstörbar und in dieser Tiefe heil und ganz vor allen Erfahrungen von Isolation und Trennung.⁵

Das ist das tiefe Glauben, Hoffen und Ahnen, das Leben aus Lieben, aus jüdisch-christlichem Grund, dieses ewige Zu- vor Gottes, aus dem wir kommen, in dem wir leben, in dem wir sind, aus dem nichts und niemand je heraus fallen kann (vgl. Apg 17,28) – und dieser *Gottgrund* in allem und allen, kann zeichenhaft, anfanghaft, merkwürdig, erstaunend, prophetisch fremd, beglückend, erstaunend, unterbrechend, heilend zu unserer Herzmitte gelan-

gen, in unseren *Atemseelenraum* konkreter Geisterfahrung, tiefer noch *Atemerfahrung*, *Sinnenspur* – und uns, mit uns, mit anderen, mit Menschen und Dingen, zur Erfahrung des Heiligen und Heilen bringen, mitten im alltäglichen Leben, inmitten der alltäglichen Dinge:

Wie es auch ist, das Leben, es ist gut!

Menschen in Demenz können uns hier, ohne jede Idealisierung und bar jeglicher vertröstenden Illusion, mitunter etwas von dieser Dimension fremdneu eröffnen, jenseits unseres Könnens und Machens, jenseits unserer Souveränität. Ein heilsames Befremden und Erstaunen:

Ja, das sind wir auch, ja, auch das ist der Mensch, auch so sind wir: Aus Gott, in Gott, mit Gott, durch Gott, auf Gott hin – zuerst und zuletzt, vor aller Leistung und trotz aller Minderung und Verdunkelung: Wir sind in Gott immer schon und auf immer hin – unverlierbar ewig.

Anmerkungen:

- ¹ Zum Folgenden besonders wegweisend für mich: Karl Rahner, Artikel „Existential, übernatürliches. (...) im voraus zur Rechtfertigung durch die sakramental oder extrasakramental erworbene heiligmachende Gnade steht der Mensch immer schon unter dem allgemeinen, infralapsarischen, Erbschuld u. persönliche Schuld umgreifenden Heilswillen Gottes, i s t e r erlöst, d a u e r n d Subjekt der Heilsseelsorge u. des Gnadenangebotes Gottes, absolut verpflichtet auf das übernatürliche Ziel.“: LThK2 Bd. 3). Freiburg i. Br. 1959, Sp. 1301.
- ² Bertolt Brechts Gedicht, Von der Kindermörderin Marie Farrar (von 1922), wo es heißt: „Auch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen/ Denn alle Kreatur braucht Hilf' von allen.“
- ³ Vgl. Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens. Vollst. Neuübertragung von Ulrich Dobhan und Elisabeth Peters. Freiburg i. Br. 2001.
- ⁴ Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt/M. 1963, Nr: 6.522.
- ⁵ An vielen Stellen bei Meister Eckhart; vgl. nur als Beispiel seine Predigt: „Gott muss sich selber mir zu eigen geben! Über Jakobus 1, 17: Meister Eckhart, Predigten und Schriften, ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Heer. Frankfurt/M. 1956 (=Fischer Tb 124), S. 208-212.

Höhere Gewalt

**Claire Morgans Rauminstallation „Act of God“
als Verdichtung von Heiligem Raum**

Das Bewusstsein für Heilige Orte ist tief in den Kulturen der Menschheit verankert. Zu ihnen zählen nicht nur die Pilgerziele in näherer oder weiter Ferne, zu denen man sich eigens aus dem Alltag heraus aufmacht. Gerade die Tempel der Frühzeit, die ursprünglich angelegt waren als Behausungen der Götter inmitten der menschlichen Wohnsiedlungen, entwickelten sich immer mehr zu einem aus allem Anderen herausgehobenen Bezirk. Die völlige Andersheit des Göttlichen, das gleichwohl in das tägliche Leben hineinragt und ausstrahlt, sollte sinnenfälligen Ausdruck finden. Die Unterschiede zu den profanen Bauten wurden so unübersehbar. Ihr Charakter eines unverfügbaren Reservates für das Heilige, der ausgespart wurde aus dem Alltagsleben, gewann die Oberhand.¹ Auch die biblischen Texte über den Tempel partizipieren an dieser Eigenart des Heiligen Ortes. Gott bindet seine beständige Gegenwart an den einen zentralen Ort, der zugleich die kosmische Ordnung symbolisiert, die seinem Willen entspricht.² Nicht zuletzt der Tempelvorhang vor dem Allerheiligsten, der in der Todesstunde Jesu durchgerissen sein soll (vgl. Mt 27,51par), führte dies vor Augen: „... diese Zusammenstellung des Materials ... sollte ein Abbild des Alls sein ... Auf das Gewebe war das ganze sichtbare Himmelsgewölbe, mit Ausnahme der Bilder des Tierkreises, aufgestickt“ (*Flavius Josephus*, *De Bello Judaico* V 213f). Das noch junge Christentum schlug in Bezug auf Heilige Orte und auf den Stellenwert des Tempels zunächst ganz eigene Wege ein (vgl. Apg 7,48; 1 Kor 3,16f; Joh 2,19-21; 4,23f). Doch in dem Maß, wie die Gemeinden wuchsen und ihr Gottesdienst sich entfaltete, ge-

wann auch der Kirchenbau schnell an Profil. Heiliges Spiel am Heiligen Ort, die die Versammelten in die göttliche Alternative einweisen wollen, diese Pole befruchteten sich so gegenseitig.³ Der Kirchenbau gibt uns Menschen Raum, damit das Geheimnis der göttlichen Gegenwart sich Bahn brechen kann.

Ein Einbruch von oben

Im Spätsommer 2015 hat die 1980 in Belfast geborene britische Künstlerin Claire Morgan inmitten des spätgotischen Kirchenraums von Sankt Peter Köln ein beeindruckendes Kunstwerk installiert. Viele Besucherinnen und Besucher kamen in den über zehn Wochen der Ausstellung und ließen sich von dieser eigenartigen Skulptur in den Bann ziehen. Hoch oben, in der Höhe des Obergadens, wo die Kirchenfenster keine Buntglasscheiben tragen und das Sonnenlicht ungefiltert hindurch scheinen kann, schienen unzählige farbigen Schnipsel wie ein leichter Regen langsam nach unten zu rieseln, wie die Blütenblätter eines Baums. Bei näherem Hinsehen war gut zu erkennen, dass die bunten Fetzen an unzähligen Nylonfäden befestigt waren, die senkrecht nach unten gezogen wurden und die ihrerseits, von der hereinbrechenden Sonne bestrahlt, wie eine Lichtsäule wirkten. Es war ein beeindruckendes Schauspiel, wie die Farbblättchen, als hätte sie jemand durch eine Öffnung der Kirchendecke rieseln lassen, dort oben noch sehr vereinzelt, nach unten Meter um Meter immer dichter wurden und einen vertikalen Strahl bildeten.⁴

Der nach unten weisende Strahl von Farbteilchen verdichtete sich über den Köpfen der Besucherinnen und Besucher schließlich zu einer bunten Kugel. So wurde die über zwölf Meter nach unten weisende Lichtsäule von vielen eher als Schweif dieser kometenhaften Kugel begriffen, als habe die Künstlerin diesen Fremdkörper mit aller Gewalt durch die Decke stürzen

und in etwa drei Meter über dem Boden plötzlich zum Stillstand kommen lassen.

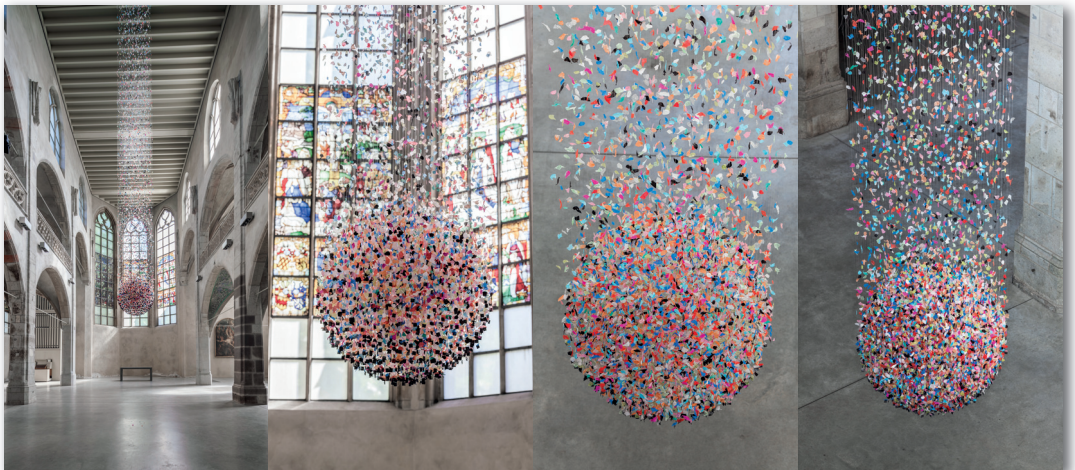
Claire Morgan schafft seit vielen Jahren beeindruckende raumgreifende plastische Arbeiten aus zahllosen zusammengefügt Einzelobjekten, indem sie diese Fundstücke auf einem Geflecht unzähliger Nylonfäden befestigt, die mit kleinen Bleiteilen straff nach unten gezogen werden. Auf diese Weise entstehen Kuben, Quader, Gitter und Ebenen, Sphären und Kugeln aus Pflanzensamen, Blüten und Blättern, aus präparierten toten Insekten oder auch dünnem Polyethylen, wie in Sankt Peter.⁵

Unverhoffte Wechselwirkung

Etwas abseits, in der nordwestlichen Ecke der Kirche befindet sich im Halbdunkel gelegen und daher von Nichteingeweihten oft übersehen ein Altarbild. Es stammt von Cornelis Schut, einem Schüler und engen Mitarbeiter von Rubens, der ja selbst die berühmte Kreuzigung Petri für seine Kölner Kindheitskirche schuf. Die Tafel aus dem Jahr 1643 zeigt die Bekehrung des Apostels Paulus, der, rücklings vom Pferd stürzend, mit ausgebreiteten Armen auf die Erscheinung Christi hoch über den Wolken weist. Durch eine spannende Lichtführung sind nur Christus selbst sowie der Apostel

und das Pferd deutlich zu erkennen. Dies erreichte Cornelis Schut, indem er einen hellen Lichtstrahl zwischen Himmel und Erde setzte.⁶

Von den vier ausführlichen Schilderungen, die das Neue Testament für die biographische Wende des Völkerapostels anzubieten hat, inspirierte natürlich der dramatische und höchst anschauliche Bericht in Apg 9,1-9 die Ikonographie am nachhaltigsten.⁷ Denn Lukas versteht es, die innere Erschütterung des frommen Eiferers als einen äußerlich wirksamen Akt zu inszenieren. Was die große Lebenswende des Paulus tatsächlich ausgelöst haben mag, verbindet religionsgeschichtlich Prophetenberufung (vgl. Gal 1,15 mit Jes 49,1.5; Jer 1,5) und Bekehrungserlebnis miteinander.⁸ Im Kern geht es in allen Schilderungen um eine Christus-Vision, die den Nazarener in völlig neuem Licht erscheinen lässt, als den von Gott selbst ins Recht Gesetzten. Bekehrung erlebt Paulus dadurch, weil es seine bisherige feste Glaubensgewissheit zum Einsturz bringt. Gott hat sich zu einem von seiner eigenen Tora Verfluchten als seinem Sohn bekannt (vgl. Gal 1,15f; 3,13 mit Dtn 21,22f). Dann aber kann ein Glaube, der sich an Werken der Tora festmacht, keinen Bestand mehr haben. Freilich „konvertiert“ Paulus daraufhin nicht zum „Christentum“, sondern sieht sich vor



© Christopher Clem Franken, Kunst-Station Sankt Peter Köln 2015

eine neue Mission gestellt. Jetzt erfüllt sich die Verheißung an den Gottesknecht: „Ich mache dich zum Licht der Nationen; damit mein Heil bis an das Ende der Erde reicht.“ (Jes 49,6). Die Dynamik des göttlichen Einbruchs in das Innerste seines Glaubens wird umgewandelt in die Berufung zum Apostel für die Völker (Gal 1,16), der rastlos durch die griechisch-römische Welt ziehen wird für das Evangelium.

Die barocke Komposition von Cornelis Schut fand eine aktuelle Entsprechung in der Rauminstallation von Claire Morgan. „Act of God“, so der Titel, den die Künstlerin ihrer Arbeit gab, „Höhere Gewalt“ wie man im Deutschen sagen würde. Mit der Wahl dieses Titels spielt sie auf einen dramatischen, unkontrollierten Vorgang an, einem Meteoriteneinschlag vergleichbar. In der Tat schaffte es die Künstlerin, den Eindruck eines massiven fremden Eingriffs, einer kraftvollen Störung des Raums und einer nicht zu bremsenden Gewalt aus der Höhe zu erzeugen. Hier war eine Kraft am Werk, die den farbigen Kometen durch die Decke stürzen und dann ohne irgendeinen erkennbaren Grund zum Stillstand kommen ließ.

In gewisser Weise „vermittelt“ die Installation von Claire Morgan so zwischen zwei Formen „höherer Gewalt“, wie sie am Schicksal der Apostel Petrus und Paulus ablesbar werden und als barocke Bildkompositionen auf den Kirchenraum von St. Peter einwirken. Im Martyrium des Petrus tobt sich eine Staatsmacht aus, die sich absolut setzt und deswegen religiöse Erlösungsansprüche, die jenseits ihrer Kontrolle liegen, ausmerzen will. Dass Gott auch mit dieser zerstörerischen Kraft etwas für das Heil und Leben der Menschen anzufangen weiß, es eben nicht aufhält, sondern die Lebenshingabe des Zeugen aufgreift, gehört zu den schärfsten Provokationen des Glaubens. – In der Bekehrung des Apostels Paulus wiederum äußert sich eine höchste Macht, die bezwingt durch Erleuchtung (2 Kor 4,6), durch „Enthüllung“ (ἀποκαλύψαι;

vgl. Gal 1,16). Aus ihrer Intervention geht ein Aufbruch, ein neuer Anfang hervor, der freilich nur gelingen kann, wo scheinbar Gesichertes total zerfällt und das Paradoxon gewagt wird, sein Leben einem gekreuzigten Gott zu verschreiben (Phil 3,10).

Doch neben diesem gewaltigen Eindruck erzeugte Claire Morgan im krassen Gegensatz dazu die schon beschriebene heitere Wirkung. Indem sie sich zur Installation im Kirchenraum bewusst keiner toten Frucht- oder Schmeißfliegen, keiner verdorrten Früchte oder Blätter, sondern des bunten Polyethylens bediente, konnten die Betrachterinnen und Betrachter noch einmal mehr die Schönheit des fragilen Objekts wahrnehmen. Die scheinbar nach unten rieselnden Einzelteile und die kunterbunte Kugel erzeugten eine poetische Atmosphäre, die mit den bunten Fenstern in der Apsis von Sankt Peter in nahezu heiterer Weise korrespondierte.⁹

Von der wandelnden Kraft des Schönen

Die Ambivalenz zwischen verstörender Kraft und betörender Schönheit ist der Künstlerin nicht fremd. Sie arbeitet mit den Gegensätzen von Bekanntem und Unheimlichem, Bewegung und Stillstand, Natur und Ordnung, Leben und Tod. Indem sie vermeintlich vertraute Objekte und Materialien unseres Alltags ihren gewohnten Qualitäten beraubt, schafft sie neue faszinierende und irritierende Kontexte.¹⁰

Schönheit habe eine große Kraft und sei niemals eindimensional, äußerte Claire Morgan einmal.¹¹ Es gäbe keine Poesie ohne diese Reibung, die aus der Tatsache entsteht, dass wir das sehen, was wir sehen möchten, und gleichzeitig auch das sehen, was wir nicht sehen möchten. Die Verortung ihrer eigenen Haltung zur Vergänglichkeit lässt sie immer zwischen Faszination und Irritation schwanken. Die Künstlerin versucht dies bisweilen auf kraftvolle Art

zu vermitteln, ihren Arbeiten sei aber auch immer eine gewisse Weichheit gegeben.¹²

Auf intellektuelle Weise seien wir Menschen uns immer unserer Vergänglichkeit und Sterblichkeit bewusst, so die Künstlerin. Dies aber wirklich zu begreifen, es in seiner Tiefe und ohne Angst zu erfassen, sei vielleicht die größte Herausforderung im Leben. Alles, was existiert, wird vergehen, sich verwandeln, sterben. Claire Morgan möchte darauf aufmerksam machen und mit ihrer Kunst dazu beitragen, dies zu akzeptieren. Indem wir auch die unangenehme Seite der Dinge und die Gefahr anerkennen, Vergänglichkeit und Tod nicht verdrängen, können wir auch Schönheit und Wunder der Natur und unserer Umwelt wahrnehmen.¹³

So besteht der verhängnisvolle Fehler des reichen Kornbauern aus Lk 12,16-21 Jesus zufolge nicht darin, dass er Vorsorge getroffen hat und über seine Zukunft nachdenkt.¹⁴ Auch wenn er mit Abriss und Neubau seiner Scheunen extrem beherzt zur Tat schreitet, konzentriert er sich auf das, was man von einem Reichen in der Regel erwartet: seinen Besitz zu sichern. Mit dem Entzug von Zeit hat er allerdings nicht gerechnet und sich der trügerischen Illusion ergeben, er könne frei über sie verfügen. Der nahe Tod durchkreuzt alle seine Pläne. Kein Mensch „hat“ Zeit. Und im Umgang mit ihr zeigt sich, ob er den Grund seines Daseins vergessen hat oder aus der täglich erneuerten und bewährten Annahme lebt, sich diesem radikal zu verdanken.

Heilsame Unterbrechung

Die Ausstellung „Act of God“ in der Kunst-Station Sankt Peter Köln setzte sich kritisch mit dem zerstörerischen Potenzial des Menschen auseinander, das sich nicht einfach auf höhere Gewalt und gottgegebene Kompetenzen berufen kann. Der Künstlerin ist sehr wichtig, dass uns Menschen die Erde nicht gehört. Auch wenn die

Bibel den Menschen als Krone der Schöpfung adelt¹⁵, kommen wir diesem Anspruch selten genug nach. Wir meinen mehr zu wissen, als wir es tatsächlich tun; wir denken, alles unter Kontrolle zu haben und fügen dabei der Erde Gewalt zu. Dies hat in ihren Augen zwar wenig mit Religion zu tun, doch stellen wir diese desaströsen Vorgänge gern als höhere Gewalt dar, die wir nicht nur nicht mehr kontrollieren könnten, sondern auch nicht zu verantworten hätten.

Unsere Umwelt ist voll von menschlichen Konstrukten, die unser Leben erleichtern und den Alltag erst möglich machen, von denen wir denken, dass sie sicher sind. Aber sie sind es nicht. Nichts im Leben ist wirklich sicher, auch wenn wir gern so tun, als ob dies so sei, auch wenn wir so leben, als seien wir unsterblich. Wir fühlen uns schon sicher, wenn wir in allen Konstrukten etwas Festes, etwas Solides sehen, statt einer Ansammlung fragiler Einzelteile. So, wie ein einfacher Durchzug die fragilen Installationen von Claire Morgan durcheinanderbringen würde, wenn nicht beschädigen würde, geschweige denn eine willkürliche Bewegung.

Damit thematisiert die Installation einen Zugang zur Wirklichkeit, der einige Berührungspunkte zur apokalyptischen Weltsicht hat. Zu dieser zählt wesentlich die Angst in einer spezifischen Ausprägung. „Apokalyptisch wird die Angst nämlich genau dann, wenn aus der Erfahrung der Endlichkeit die Gewissheit des eigenen Endes abgeleitet wird. Apokalyptische Angst ... ist die Wahrnehmung der Endlichkeit als Ausweglosigkeit.“¹⁶ Doch dann trennen sich die Wege auch schon wieder. Mündet doch das apokalyptische Szenario regelmäßig im Weltuntergang, aus dem sich eine tiefe Distanz zu allem (noch) Bestehenden ableitet. Die Dinge dieser Welt soll der Apokalyptiker so nutzen, als wären sie ihm nichts; „denn die Gestalt dieser Welt vergeht“ (vgl. das Leitmotiv des $\omega\varsigma\ \mu\eta$ in 1 Kor 7,29-31). Sie muss einer neuen Ordnung weichen, in der

Gott seine ursprünglichen Absichten mit der Schöpfung wieder in Geltung setzt. Die alte Welt aber ist derart korrupt, dass mit ihr nur noch radikal abgerechnet werden kann.

Claire Morgan sieht „Act of God“ nicht als polemische Kritik, sondern als Appell, einmal eingeschlagene Wege rückgängig zu machen und Dinge zum Guten wenden zu können. „Wir können die Zeit nicht anhalten und es ist nahezu unmöglich, Zeit zu visualisieren. Claire Morgan ist der Ansicht, wenigstens so tun zu können, als ob. Und das macht sie auch. Bei aller Verstörung, die ihre Arbeiten bisweilen hervorrufen, ihre Schönheit, die sie verströmen, macht sie zu einem beeindruckenden Manifest des Lebens.“¹⁷

Aus seiner vielzitierten Definition von Religion als „Unterbrechung“ hat Johann Baptist Metz einst die Kategorie der „gefährlichen Erinnerung“ abgeleitet.¹⁸ Sie verwahrt nicht nur „Erfolgsgeschichten“, sondern sichert auch das Andenken an Gescheitertes, Zerbrochenes und Verlorenes. Indem die christliche Liturgie die Gegenwart des für uns Gekreuzigten in den Mittelpunkt rückt, versammelt sie alle „gefährlichen Erinnerungen“ in das Geheimnis der Eucharistie und heiligt so die unaufhaltsam voranschreitende Zeit, indem sie diese auf Hoffnung hin öffnet, letztlich in den Horizont der Auferstehung von den Toten stellt. Claire Morgans Arbeit kann der versammelten Gemeinde so zu einem vernehmenden Schweigen verhelfen, das die ebenso aufrüttelnde wie befreiende Botschaft des Evangeliums neu und inspirierend empfängt.¹⁹

Anmerkungen:

¹ Vgl. zum Überblick über die Kulturen der antiken Welt den Art. Tempel, in: DNP 12/1 (2012), 109–125.

² Natürlich bleibt es auffällig, dass im biblischen Sprachgebrauch der Begriff *τέμενος* (= abgesonderter, von Graben oder Mauer umgrenzter Bezirk) auf eine Handvoll Belege im AT beschränkt ist und im NT gänzlich fehlt, die Synonyme für „Heiligtum“ (*ιερόν* und *ἅγιον*) vergleichsweise selten vorkommen, und *ναός* (= die „Wohnung“ Gottes; das Tempelbauwerk) klar das Feld dominiert (vgl. *Otto Michel*, Art. *ναός*, in: ThWNT IV (1942), 884–895; 887). – Vgl. zur eminenten Bedeutung des Tempels vor seiner Zerstörung für das theologische Selbstverständnis des jüdischen Volkes: *Helmut Schwier*, Tempel und Tempelzerstörung. Untersuchungen zu den theologischen und ideologischen Faktoren im ersten jüdisch-römischen Krieg 66–74 n.Chr. (NTAO 11). Freiburg CH – Göttingen 1989, 55–201.

³ Vgl. zu dieser Wechselwirkung den Klassiker von Louis Bouyer, Liturgie und Architektur (Theologia Romanica XVIII). Einsiedeln – Freiburg i. Br. 1993.

⁴ Vgl. Guido Schlimbach, Verstörende Schönheit, in: Ders. (Hg.), Claire Morgan. Act of God/Höhere Gewalt, Katalog Kunst-Station Sankt Peter. Köln 2015, 5–23, 5.

⁵ Vgl. Darren Ambrose, Vibrierende Stille, in: Andrea Peters (Hg.), Claire Morgan. The Slow Fire, Katalog Galerie Karsten Grewe. Köln/Paris/St. Moritz 2014, 31–48.

⁶ Vgl. Friedhelm Mennekes, Ein „Rubens“ für Sankt Peter, in: Mariana Hanstein, Peter Paul Rubens' Kreuzigung Petri. Köln/Weimar/Wien 1996, 1–18, 4.

⁷ Daneben ist noch auf Apg 22,6–16; 26,12–18 sowie Gal 1,11–17 zu verweisen. Paulus kommt auch in anderen Briefen immer wieder auf dieses Schlüsselerlebnis zu sprechen, das er selbst in den Horizont einer echten Oster-Erfahrung rückt (vgl. bes. 1 Kor 15,5–11; 2 Kor 4,6). Sie stellt sein bisheriges religiöses Koordinatensystem völlig auf den Kopf (Phil 3,8).

⁸ Vgl. *Ingo Broer*, Die Erscheinung des Auferstandenen vor Paulus bei Damaskus, in: Michael Bachmann/Bernd Kollmann (Hg.), Umstrittener Galaterbrief (BThSt 106). Neukirchen-Vluyn 2010, 57–94; sowie: *Bernd Kollmann*, Die Berufung und Bekehrung zum Heidenmissionar, in: Friedrich W. Horn (Hg.), Paulus Handbuch. Tübingen 2013, 80–91.

⁹ Vgl. *Guido Schlimbach* (Hg.), Claire Morgan. Act of God/Höhere Gewalt, Abb. 16/17.

¹⁰ Vgl. *Darren Ambrose*, Vibrierende Stille 36.

¹¹ Vgl. Interview Erik Stephan/Claire Morgan, in: *Erik Stephan* (Hg.), Claire Morgan. Try again. Fail again. Fail better, Katalog Kunstsammlung Jena. Jena 2015, 3–7, 4.

¹² Vgl. Fear of Failure. A conversation between Claire Morgan and Ele Forsyth, in: *Robert Blackson/Peter Davies* (Hg.), Claire Morgan. Crowdpleaser, Katalog Persistence Works. Manchester 2006, 15–26, 26.

- ¹³ Vgl. *Tom Hembra*, Ende, in: Andrea Peters (Hg.), Claire Morgan. *The Slow Fire*, 141.
- ¹⁴ Vgl. zur Deutung zum einen *Bernd Kollmann*, Das letzte Hemd hat keine Taschen (vom reichen Kornbauern). Lk 12,16–21, in Ruben Zimmermann (Hg.), *Kompendium der Gleichnisse Jesu*. Gütersloh 2007, 564–572. – Zum anderen *Wolfgang Harnisch*, Die Gleichniserzählungen Jesu. Eine hermeneutische Einführung (UTB 1343), Göttingen 42001, bes. 82–87. Die ethische Applikation in Vers 21 passt sehr gut in die lukanische Sicht auf Besitz und Reichtum (vgl. Lk 12,33). Da sie die Sinnspitze des Gleichnisses verschiebt, wird diese wohl nicht zum ursprünglichen Bestand gehört haben.
- ¹⁵ Vgl. zum rechten Verständnis der Bestimmung von Gen 1,26b Claus Westermann, Genesis 1–11 (BK AT I/1), Neukirchen-Vluyn 1974, 219f.: „Auf keinen Fall ist das Herrschen über die Tiere im Sinn von Ausbeutung durch den Menschen gemeint; der Mensch würde seine ‚königliche‘ Stellung ... im Bereich des Lebendigen gerade verlieren, wären ihm die Tiere nur noch Gegenstand der Nutzung oder gar Ausbeutung“. Diese Aussage kann dann durchaus auf alles Geschaffene ausgedehnt werden.
- ¹⁶ Ulrich H. J. Körtner, *Weltangst und Weltende. Eine theologische Interpretation der Apokalyptik*. Göttingen 1988, 138–154, 139.
- ¹⁷ Guido Schlimbach, *Verstörende Schönheit* 23. – Wir können streng genommen nicht einmal die „Gegenwart“ feststellen, die uns doch permanent aus den Händen gleitet!
- ¹⁸ Vgl. den klassischen Topos bei Johann Baptist Metz, *Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie*. Mainz 1984, 150f.
- ¹⁹ In diesem Sinne ist wohl auch das – teilweise polemisch zugespitzte – Plädoyer für das „Schweigen“ zu verstehen von Robert Kardinal Sarah/Nicolas Diat, *Kraft der Stille*. Gegen eine Diktatur des Lärms. Kiblegg 2017.

Literaturdienst

Volker Leppin: Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln. München 2016, 250 Seiten, 13 Abb., ISBN 978-3-406-69081.5, 21,95 Euro.

Der besondere Ansatz dieser Studie des Tübinger Kirchenhistorikers Volker Leppin über „Luther als Mensch des Mittelalters“ (und nicht der Neuzeit, wie er vielfach benannt ist), wird schon in der Einleitung deutlich, in der Luther zitiert wird, „der den Gedanken zurückweist, dass Christen sich Lutheraner nennen“. Dieses revidierte gängige Lutherbild stellt Volker Leppin in sieben Kapiteln gut lesbar und mit nachgestellten Anmerkungen überwiegend aus Luthers Werken belegt dar. Zu „Luthers spätmittelalterlicher Frömmigkeit“ beginnt Leppin mit dem „engen Verhältnis“ zu seinem Ordensoberen, Beichtvater und Amtsvorgänger als Professor, dem Augustiner-Eremiten Johann von Staupitz. In der „flirrenden Atmosphäre“ der jungen Universität Wittenberg wurde der zeitgenössischen Mystiker Johannes Tauler (†1361) „so intensiv wie nirgends sonst in Deutschland gelesen“ (S. 22). Ihm hat Martin Luther in seiner gedanklichen Weiterentwicklung viel zu verdanken. Dies führt Volker Leppin zu der Schlussfolgerung: Wer „den 31. Oktober 1517 Jahr für Jahr als Anfang der Reformation“ feiert, „sollte bedenken, Luther selbst wollte nicht mehr sagen als Johannes Tauler auch. Der Anfang der Reformation lag im Mittelalter. Ihren Nährboden bildete die Mystik“ (S. 30f.).

Das zweite Kapitel führt von dieser mystischen Lektüre über die frühen Werke Luthers (u. a. *Theologia deutsch*) zu den 95 Thesen und zu Luthers „Meditation über das Leiden und Sterben“. Aus der spätmittelalterlichen Mystik heraus erklärte Luther in der ersten These offensiv, „wer auf den Ablass vertraue, der baue auf bloße äußere Genugtuung und verfehle damit das Eigentliche der Buße: eben die Reue“ (S. 57). Für Volker Leppin waren es am „31. Oktober zwei unterschiedliche mittelalterliche Optionen“, die aufeinander prallten, auf der einen Seite „der mystische Appell an eine innerlich ausgerichtete Bußfrömmigkeit für den Luther mit dem Staupitzkreis stand“ und „die auf die äußere Sichtbarkeit und Messbarkeit abzielende Frömmigkeit, die im Ablasswesen kulminierte“, auf der anderen Seite.

Das dritte Kapitel verweist in der Kontroverse um den Thesen anschlagenden Martin Luther und zitiert Luthers eigene Aussage: „Daher habe ich ein Disputationszettelchen herausgegeben, in dem ich nur Gelehrte einlud, ob sie vielleicht mit mir debattieren wollten“ (S. 66f.). Die Problematik und Spannung

Luthers ist nur schwer nachzuvollziehen; einerseits „den mystisch beeinflussten Frömmigkeitstheologen auf den Bahnen von Staupitz“ und andererseits „den streitlustigen Akademiker, der Bischöfe und Gelehrte alarmierte, um die Frage des Ablasses zu klären“ (S. 67f.). Ab S. 70 skizziert Volker Leppin, wie die Thesen auch „in falsche Hände“ (u. a. bei Johannes Tetzel, Johannes Eck) gerieten und Martin Luther das „Publikum als Richter suchte“. Seinem „Charisma hatte er es zu verdanken, dass sein Auftritt auf dem Wormser Reichstag zu einem Höhepunkt seines Lebens wurde“ (S. 80).

Im vierten Kapitel „Ketzer hier, Antichrist dort“ zeichnet Volker Leppin nach, wie „die Sache Luthers in das Räderwerk einer Maschinerie geriet, der es vor allem darum ging, die päpstliche Macht zu sichern“ (S. 89).

Mit der Entdeckung des Publikums für seine Thesen eskalierte der Streit zur Kirchenkrise, wie Volker Leppin differenziert nachzeichnet: „Luther war zum Helden nicht geboren, hatte sich als Mönch offenkundig auch nicht dafür entschieden. Er wurde Held durch seine Wirkung“ (S. 113).

Unter den Stichworten „Transformation der Mystik“ beschreibt Volker Leppin im V. Kapitel, dass Luther „unter dem Eindruck des Häresienprozesses verspürte, dass seine Theologie nicht mehr in den alten Rahmen passte“ (S. 122). So wurde im „Taufsermon“ für ihn die „Taufe das höchste Sakrament der Christenheit, angesichts dessen die Standesunterschiede zwischen Klerikern und Laien zwar nicht völlig verschwanden, aber doch erheblich nivelliert wurden.“ (S. 129). In der Schrift über „die Freiheit eines Christenmenschen“ zeigt sich Luthers Frömmigkeitstheologie auf ihrem Höhepunkt: „mystisch und reformatorisch zugleich“.

Im VI. Kapitel „von der Mystik zur Politik“ sind eine „Vielfalt der Vernetzungen und Motive am Werk, von dem Adel mit der Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ und über das „Priestertum aller Getauften“ (S. 151) bis zu Franz von Sickingen, der den Weg der Gewalt wählte (und den Tod fand), den Luther immer abgelehnt hatte. Mit dem Kapitel „Die mystischen Wege jenseits von Luther“ (u. a. Andreas Karlstadt und Thomas Müntzer) beendet er seine Darstellung des Prozesses, der „aus der Reform der Frömmigkeit eine Reform der Kirche machte,“ wobei „manches und mancher auf der Strecke blieb“ (S. 187). Im Epilog lässt Volker Leppin die Auseinandersetzungen im „Neuprotestantismus“ des 18. bis 20. Jahrhunderts anklingen und bringt anschließend seine Interpretation u. a. gut und kurz auf den Nenner: „Blickt man auf die Anfänge Martin Luthers, so setzte dessen Motivation und Aktivität bei der Spannung aus innerer und äußerer Frömmigkeit ein, die so charakteristisch für das späte Mittelalter war. Durch Staupitz und seine mystische Lehre geprägt, wollte

und konnte er Frömmigkeitsformen nicht akzeptieren, die die Stellung des Menschen vor Gott vor allem anhand des Verhaltens bestimmen und den Menschen dazu antreiben, immer mehr für ihr Heil zu tun, statt seinen innersten Kern anzusprechen und von hier aus Veränderung und Reform zu erwarten. Hieraus resultierte der Grundimpuls, der die folgenden Veränderungen nicht verursachte, aber zum Anlass der Entwicklungen wurde, die sich schließlich in der Reformation entluden“ (S. 213). Damit ist es Volker Leppin gut gelungen, den frommen, den konfessionell geprägten und den säkularen Menschen des 21. Jahrhunderts das Anliegen Martin Luthers plausibel nahe zu bringen und die reformatorischen Entwicklungen verständlich zum machen.

Reimund Haas

Volker Reinhardt: Luther, der Ketzer. Rom und die Reformation. München 2016, 352 Seiten, 25 Abb. ISBN 978-3-406-68828-7, 24,95 Euro.

Das Werk des Fribourger Professors für neuere Geschichte ist zwar vergleichbar mit dem zuvor vorgestellten Buch von Volker Leppin nicht nur mit fünf Kapiteln (von „I. Luther als Mönch“ bis „V. Luther als Ketzer“) und mit den nachgestellten Anmerkungen und Literaturangaben sowie zusätzlich einer Zeittafel. Es geht aber in Aufmachung und Ansatz andere Wege. Die Schutzumschlag-Texte wollen Interesse (und Käufer) anziehen mit der „Geheimakte Luther. Vatikanische Quellen decken auf, was in der Reformation wirklich geschah“ vorne und auf der Rückseite u. a. mit „den bis heute nachwirkenden Ursachen der Reformation, die nicht in theologischen Differenzen liegen, sondern im Hass und Unverständnis zwischen ‚kultivierten Italienern‘ und ‚barbarischen Deutschen‘“.

So wird für Volker Reinhardt „die Auseinandersetzung von Anfang an nicht Gedankenaustausch, sondern Schlagabtausch“ (S. 11). Und weiter sieht Reinhardt den Gegensatz darin, dass in einer „beherrschenden Sichtweise Luther und Wittenberg für den Aufbruch zurück zu den wahren Wurzeln des Christentums stehen, Rom und das Papsttum hingegen für verstockte, korrupte und letztlich aussichtslose Beharrung auf einer kirchlichen und politischen Machtposition“ (S. 13.). Dazu will das Buch „den dadurch ausgelösten Prozess der Glaubensspaltung gleichberechtigt und simultan von beiden Seiten aus nachvollziehen“ bzw. „als Interaktion zwischen den Polen Wittenberg und Rom, Deutschland und Italien“ (S. 15f.) erfassen. Mit vielen Beispielen unterstützt Reinhardt seine Darstellung der „scheinbar paradoxen Seelenlage“ Luthers, „die aus Grauen und Loyalität gemischt war“. Für die dialektischen bis leicht pro-

blematischen Formulierungen und weitgehend nicht genau im Detail belegten Zitate von Volker Reinhard seien aus dem Unterkapitel „Vernetzung und Heilssangst“ dazu beispielhaft die beiden Formulierungen zitiert: „Die erzwungene ehelose Lebensweise und ihr Gegenstück, das glückliche Eheleben, bilden daher Leitmotive in der Gedanken- und Gefühlswelt des Reformators“. „Je öfter Luther beichtete, desto peiniger empfand er seine Unfähigkeit, den Gesetzen des Schöpfers zu gehorchen, und alles, was die Kirche an Versöhnung zwischen Himmel und Erde zur Verfügung stellte, als ungenügend“ (S. 36).

Im zweiten Kapitel „Luther, der Kritiker“ behandelt Reinhardt die bewegten Jahre 1517 bis 1520, beginnend mit dem „Streit um den Ablass“ bis zur „Bannandrohung“ und dem „Bild des Ketzers“. Während das Verhör auf dem Augsburger Reichstag zu den allgemein bekannten Themen gehört, zeigt Volker Reinhard seine speziellen Kenntnisse im ersten – in nur drei Tagen erstellten – „Gegengutachten“ des päpstlichen „Hoftheologen“ Silvestro Mazzolini, genannt Prierias. Dabei gelingt es Reinhard, die komplexen und gegenläufigen Prozesse in der Kurie, in den Orden und in der Kirchenpolitik prägnant nachzuzeichnen, denn „Luther beklagte sich über die Anfeindungen seiner Gegner und teilte selbst kräftig aus“ (S. 77). In dem sich verschärfenden Konflikt stellt Reinhard die Gegenspieler von Luther (J. Eck, G. Alejandro, K. von Miltitz) vor und schließt mit Luthers Sendbrief an Papst Leo X.

Unter der Überschrift „Luther, der Vergessene“ beschreibt Volker Reinhardt im vierten Kapitel die weitere Entwicklung von 1523 bis 1534 in elf Unterkapiteln u. a. als „Katastrophe und Stillstand“. Dabei spannt sich der Bogen bei der Kurie, bei Luther und im Reich von der „römischen Hochrisikopolitik“ über „den Widerstand als Christenpflicht“ bis zur Polemik Luthers über das Papsttum. Im Vorfeld des Augsburger Reichstages von 1530 glaubte Nuntius Lorenzo Campeggio (jetzt auch Kracht 3,1, 2015, 68–71), dass nur vier Punkte einer Einigung mit den Lutheranern entgegenstehen würden: 1. das Abendmahl unter beiderlei Gestalten; 2. der Zölibat der Priester; 3. die Verbesserung des Messkanons; 4. ein allgemeines Konzil. Doch diese „Seifenblase“ einer Einigung zwischen Campeggio und Philipp Melancthon zerplatzte und es kam nur zur „Confessio Augustana“ und zur (katholischen) „Confutatio“.

Im fünften und letzten Kapitel über „Luther, der Ketzler“ spannt sich der Themenbogen von „der neuen Kirchenordnung“ bis zu seinen letzten „wütenden Kampfschriften gegen das Judentum und gegen das Papsttum“ (S. 319). Der besondere „vaterländische“ Schwerpunkt dieser Studie von Volker Reinhardt kommt hier noch einmal zum Tragen, dass in zwei Unterabschnitten ausführlich das wechselseitige Verhältnis von Nuntius Pietro Paolo Vergerio zu Martin

Luther beschrieben wird, und dass die unüberbrückbar gewordenen Positionen personifiziert sind in der auch auf dem Umschlag abgebildeten Begegnung der beiden im November 1535 in Wittenberg. Der Epilog „clash of cultures“ schließt mit der Feststellung, dass wenige Monate nach dem Tod des Reformators (†18.2.1546) „die von Kaiser und Papst seit längerem geplante militärische Auseinandersetzung begann“ (S. 325). So versteht Volker Reinhardt sein Buch als „Blick zurück in eine konflikträchtige Vergangenheit, um sich zwischen den Kirchen und Nationen heute zu verständigen.“

Reimund Haas

Reinhard Körner OCD: Gott. 95 Thesen. Leipzig 2016, 104 S., 7,95 Euro.

Reinhard Körner OCD: Glauben, lieben, christlich leben. Ein „Kleiner Katechismus“. Leipzig 2017, 117 S., 7,95 Euro.

Aus Anlass des Luther-Jahres hat der bekannte Autor und Exerzitienbegleiter im Karmeliterkloster Birkenwerder zwei kleine Bücher verfasst. Das erste legt – entsprechend dem berühmten „Thesenanschlag“ – 95 Gedankenschritte vor, in denen es freilich nicht um die Luther bedrängende Frage nach dem „gnädigen Gott“ geht, sondern um die heute im Vordergrund stehende Problematik, ob und wie denn das „Gott“ genannte Geheimnis erfahrbar und vernehmbar sei. Der Verf. buchstabiert alle damit zusammenhängenden Fragen an Glauben und Vernunft durch und führt die LeserInnen, die diesen Weg mitgehen, bis hin zum Sichbinden an Gott, den Lebenspartner und Freund (Nr. 92–95). In dem zweiten Büchlein knüpft er an den Kleinen Katechismus von Luther an und stellt in 33 kurzen Kapiteln die Grundzüge des christlichen Glaubens an Gott dar. Zu dem Zusammenhang der beiden Schriften sagt der Verf. im Vorwort zum zweiten Buch: „Mit meinen 95 Thesen (s. o.) wollte ich ein Fenster aufstoßen: zu der Wirklichkeit hin, die wir Gott nennen. Sie sollten daran erinnern, dass Gott als die ‚Wirklichkeit hinter aller Wirklichkeit‘ die Beachtung – und Achtung – aller in unserer religiös und weltanschaulich pluralen Gesellschaft verdient, allein schon der Achtung voreinander wegen. In Fortsetzung und Ergänzung dazu geht es nun um die Frage, wie Christen mit der Wirklichkeit Gott umgehen. Was ich hier niederschreibe, ist ... kein Kompendium aller christlichen Glaubensinhalte; es will nur den Schlüssel zeigen, der die Tür zu dem öffnet, was christliches Leben ausmacht.“ Dieses zweite Buch soll etwas ausführlicher dargestellt werden. So habe ich die 33 Kapitel in sieben Abschnitte zusammengefasst und Überschriften dazu formuliert. Nr. 1 – 6: Als Christ an Gott glauben – mit vielen gemeinsam, von vielen

verschieden. Nr. 7 – 12: Wie „glauben“ geht und was „Glauben“ ist. Nr. 13 – 20: Warum, wie und zu wem es zu beten gilt. Nr. 21 – 23: Geliebt von Gott sich betend für das rechte Lieben entscheiden. Nr. 24 – 27: Gottesdienst und Sakramente betend feiern. Nr. 28 – 30: Als „Erlöste“ in christlichen Grundhaltungen leben. Nr. 31 – 33: Wie der Weg des Lebens in der Liebe zum Ziel, zur Vollendung in Gott kommt. Der Verf. hat alle diese Themen schon in seinen zahlreichen Büchern behandelt. Aber es gelingt ihm m. E. sehr gut, seine Überlegungen neu, treffend und zugänglich zu formulieren, sie gleichsam für den Gebrauch in Gespräch und Debatte zu bereiten, wobei das eigene Nachdenken und Meditieren vorausgehen muss. Ich zitiere zwei Stellen, die mich neben noch anderen besonders angesprochen haben. Aus der Nr. 14 (S. 49 – 51): „Gott danken ist dem Lobgebet sehr ähnlich. Wieder geht es um ihn zuerst, nicht um mich. Ich sage ihm: ‚Du, Gott, danke!‘ – nicht nur dafür, dass er mir eine Bitte erfüllt hat, sondern für alles, was mein Leben reich macht ... Ein solches Beten ‚hilft‘ allein schon dadurch, dass ich mir dabei bewusst werde, wie sehr ich eigentlich dankbar sein kann für mein Leben mit allem, was dazu gehört.“ Aus Nr. 26 (S. 85 – 87): „‚Feiern‘ heißt im Gottesdienst: sich dankbar an Gott freuen – und ihm das sagen. Das geschieht im Herzen, es ist inneres Beten: bewusst an Gott ‚denken‘ und sich von Ich zu Du zu ihm hinwenden ... Nicht auf die Feierlichkeit kommt es daher an, sondern darauf, dass der Gottesdienst gemeinsames inneres Beten ist.“

Aus dem Gesagten ist unschwer zu erkennen, dass der Schwerpunkt der Ausführungen des Buches auf dem betenden „mit-Gott-in-Beziehung-sein“ liegt. Das Sollen tritt dahinter zurück; die zehn „Weisungen“ und Moralvorschriften werden nicht behandelt. Wie auch sonst in seinen Schriften gibt der Verf. seiner Überzeugung Ausdruck, dass aus der Erfahrung und Erkenntnis der unbedingten, voraussetzungs-freien Liebe Gottes ein stärkerer Ruf zur dankbaren Liebe zu ihm und zu den Menschen hervorgeht als durch noch so gute Regeln.

Am Ende seines Vorwortes (S. 8/9) schreibt der Verf.: „Die 33 kurzen Artikel sind, wie meine 95 Thesen, als Anregung zum eigenen Nachdenken und Meditieren gedacht. Vielleicht sind sie darüber hinaus auch als Impulse für ein Gespräch mit anderen geeignet. Geschrieben habe ich sie für Leserinnen und Leser, die die Innenseite des Christentums, den persönlichen und gemeinschaftlichen Umgang mit Gott, dem Urgrund allen Seins, näher kennenlernen oder tiefer verstehen möchten – gleich, ob sie Christen, religionslos lebende oder anders-religiöse Mitmenschen sind.“

Die beiden Büchlein können m. E. eine gute Hilfe bei unserer bleibenden Aufgabe in der Seelsorge sein, suchende und fragende Menschen zum Gespräch über die Grundfragen des Mensch- und Christseins

anzuregen und einzuladen, wenn es sich ergibt, auch solche, die nicht von sich aus auf den Gedanken kommen, uns nach der Hoffnung zu fragen, die uns erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15f – vom Verf. gut ausgelegt in Nr. 6, S. 25 – 27), aber vielleicht insgeheim darauf warten, von uns gefragt zu werden.

Norbert Friebe

Walter Kardinal Kasper: Martin Luther: Eine ökumenische Perspektive. Ostfildern 2016, 8 Euro, 93 S., ISBN 978-3-8436-0769-8.

Unter all den voluminösen Gesamtdarstellungen, die vor dem großen Finale des Reformationsjubiläums und den zuweilen einschüchternden Neuerscheinungen zum Lutherjahr und zum „Christusfest“ 2017 auf dem Buchmarkt erschienen sind, wird uns aus der Feder des emeritierten Kurienkardinals Walter Kasper ein gut lesbares Büchlein gereicht: sieben kleine Anläufe, die auf Vorträgen des Kurienkardinals an der Berliner Humboldt-Universität vom 18. Januar 2016 beruhen. Kasper war 2001–2010 als Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen zuständig. Und er beklagt: Der Schwung der Ökumene ist mancherorts erlahmt, hoffnungsvolle Dialoge blieben stecken, ökumenische Visionen fehlen, der Weg zur kirchlichen Einheit ist zwar offen, doch steil. Und vielen Zeitgenossen wurden die konfessionellen Differenzen gleichgültig. Was kann uns Luther heute noch sagen, wie kann er die Ökumene voranbringen? Womit hat er die Frömmigkeitsgeschichte bereichert? Wird Luther 2017 den Konfessionen dabei helfen, einander näher zu kommen?

Martin Luther kann rasch vereinnahmt, „eingemeindet“ oder mit ihm fernliegenden Weltanschauungen überzogen werden. Darum ist es wichtig, die „Fremdheit“ dieses Menschen zwischen Mittelalter und Neuzeit auszuhalten und ernst zu nehmen. Kasper tastet sich an Luther behutsam aus katholischer Perspektive heran; der Kardinal nimmt Luther nicht dessen Alterität, doch bemüht er sich um die aktualisierende Einordnung dieser fern-nahen Gestalt. Denn es gibt auch eine evangelische Luthervergessenheit und Lutherfremdheit. Luther ist kein Mensch unserer Zeit.

Kaspers Annäherung an „den großen Unzeitgemäßen“ ist nur ein knapper Vortragstext; Neues wird man nicht erfahren, eher Hinweise darauf, wie es um den ökumenischen Dialog und das katholische Verstehen des Reformators heute bestellt ist. Kasper hebt hervor, dass Luther zwar durch den faktischen Verlauf der Reformationsgeschichte das 1918 zerbrochene konfessionelle Zeitalter (mit Fürstenreformation und einem unheilvollen Nationalismus und Partikularismus) eingeleitet hat, doch ging es dem

Augustiner-Eremiten zunächst um ein universalkirchliches Anliegen: die Reform einer damals unbußfertigen und reformunwilligen katholischen Kirche. Und so zweitrangig für den Mann aus Wittenberg auch die hierarchische Ordnung war – gerade der späte Luther hat die Bedeutung von Amt und Ordination verteidigt.

So korrespondieren manche Anliegen Luthers mit dem Kirchenverständnis von Papst Franziskus und dessen Rezeption des II. Vatikanum: der „synodale Ansatz“, Kirche als Volk Gottes, der die ganze Kirche treffende Ruf Christi zu Buße, Umkehr und Erneuerung als Heilmittel gegen die konfessionskirchliche Selbstbezüglichkeit und Herzenshärte, die „Ökumene der Barmherzigkeit“, Gnade und Rechtfertigung als Quellen des Heils Kasper erinnert daran, dass Luther ursprünglich – wie manche katholischen Erneuerer seiner Zeit – Reform-Katholik und nicht Kirchenreformer war. Besonders die mystischen und tief in der spätmittelalterlichen Frömmigkeit verankerten Wurzeln des Denkens Luthers gilt es, für das geistliche Leben der Gegenwart zu beleuchten: die christologische Konzentration, die Verinnerlichung des Christseins, die Wahrnehmung der Heiligen Schrift als existenzielle Anrede, als Verheißung und Bußruf, Luthers assertorischer Ansatz gegenüber der eher skeptischen Position des Erasmus... Luthers Uranliegen – das ist die „Unterscheidung des Christlichen“ (R. Guardini), die „Neuevangelisierung“, die Wahrnehmung des hier und jetzt wirkenden Gottes.

Doch es folgten der Bruch mit der katholischen Kirche und die Epoche der Konfessionalisierung. Luther war – genau wie seine Gegner – kein Ökumeniker. Auch befeindliche und abstoßend-polemische Seiten Luthers werden in Kaspers kleinem Beitrag nicht übergangen. Luther fiel nicht vom Himmel; er stand in einem Lebenszusammenhang, der ihn prägte und den er mitprägte.

Kasper stellt sich hinter das Wort Oscar Cullmanns von der „versöhnten Verschiedenheit“ der Konfessionen und wirbt für den geduldigen Weg zur Einheit in der Hoffnung auf das die Kirchen „von außen“ treffende und sammelnde Wort Gottes. Wir brauchen die „voneinander lernende Ökumene“, den „Austausch der Gaben“, eine dialogisch-„rezeptive Ökumene“. Dieses Buch ist eines vom Ziel der Kircheneinheit bewegten Kardinals ist ein schöner Beitrag dazu. Die Überlegungen Kaspers machen Geschmack, sich dann auch an die großen neuen evangelischen Beiträge über Luther zu wagen, z.B. von Thomas Kaufmann (Erlöste und Verdammte, München 2017) und Volker Leppin (Die fremde Reformation, München 2016) – oder an katholische Publikationen, etwa die der Katholikin Daniela Blum („Der katholische Luther“, Paderborn 2016).

Kurt Josef Wecker

Klaus Hurtz (Hrsg.): Verdichtetes Mysterium. Gedicht-Anthologie. Mönchengladbach 2017, 144 S., 24,80 Euro. ISBN 978-3-87448-482-4.

Es ist guter alter Brauch, zu einem Geburtstag den zu Ehrenden mit einem Blumenbukett zu erfreuen; doch einen „bunten Blumenblütenstrauß“ aus Gedichten zu binden, hat eher Seltenheitswert. Aber genau dies soll das Buch „Verdichtetes Mysterium“ zum 90. Geburtstag von Papst em. Benedikt XVI. für ihn sein, ein vielstimmiger Glückwunsch aus vertrauten und neuen Versen. Bunt ist dieser Strauß in mehrfacher Hinsicht: Da sind zunächst die zweiunddreißig Autoren, die von den Theologen Karl Kardinal Lehmann und Bischof Helmut Dieser über die Schriftsteller Ulla Hahn und Arnold Stadler bis zu den Künstlern Markus Lüpertz und Heinz Mack reichen. Da sind die Gedichte, die sowohl Psalmen und Hymnen als auch Märchenreime, Balladen und moderne Lyrik umfassen. Da sind die Kommentare und Notate, die individueller kaum sein können. Und doch passt jeder Farbtupfer zum anderen, fügt sich das Gesamtganze zu einer stimmigen Lektüre.

So kann man in diesem Buch auf Entdeckungsfahrt gehen. Bereits die Auswahl, wer warum welches Gedicht wählt, ist spannend. Erst recht bieten die Ausführungen neue Einsichten und Erkenntnisse. Welche Bedeutung die Zahl 7 im Pfingsthymnus besitzt (Heino Sonnemans), warum die „Tränen“ in der Theologie mehr Beachtung finden sollten (Kardinal Lehmann), wieso das Kind in ihrem „Stille Nacht“ eine Nelke in seiner kleinen Faust hält (Ulla Hahn).

Die Antworten vertiefen die Gedichte und schenken ein größeres Verstehen. Dabei sind die Beiträge weit mehr als herkömmliche Interpretationen. Es sind Statements, Anekdoten, Zwischenrufe, in denen der Leser Einblick in die Lektüregewohnheiten, die Arbeit und das Leben der Autoren erhält. So entspricht der Inhalt dem Anlass; denn wo man den Geburtstag einer Person angemessen ehren will, da muss Persönliches mit einschwingen.

So zeigt die Lektüre, dass die Gedichte vielleicht deshalb immer ihr Geheimnis bewahren, weil in ihnen sich das Mysterium des Lebens spiegelt. Und ob man es sich eingesteht oder es leugnet: Das Leben lebt von der Gnade der Liebe Gottes. Wie schreibt der Herausgeber Klaus Hurtz im Vorwort: „Und deshalb ist jeder Geburtstag eine Beglaubigung von Gottes verschwenderischer Liebe.“ Wie wahr! Ein wirkliches Buchgeschenk! Gewiss nicht nur für einen emeritierten Papst, sondern für jeden, der um das Mysterium von Lyrik, Leben und Liebe weiß.

Manfred Riethdorf

Auf ein Wort

Feindesliebe

Feindbild-Projektion – das heißt: Der eigentliche Feind ist nicht draußen, er ist drinnen in meiner Seele. Da sind Dinge, die ich für feindliche Dinge halte, und das sind die Dinge, die als Schatten ein Schattendasein im seelischen Unbewussten führen und die der Standpunkt des bewussten Seelenlebens im Freund-Feind-Schema als feindlich einstuft.

Dabei macht es wenig Sinn, das Gegenüber mit den Steinen der Projektion zu bewerfen. Denn so verfeinden sich Menschen mehr und mehr, und dabei wäre das Einzige, das Sinn macht, dass sich Menschen entfeinden. Feindesliebe ist da der einzig gangbare Weg, doch die Frage dabei ist ja: Wie geht das – den Feind zu lieben? ...

Projektionsvorgänge sind immer Abschiebungsvorgänge, und der Bahnhof der Projektion ist ein einziger Verschiebebahnhof. Rücknahme der Projektion(en) bedeutet darum stets eine Korrektur meiner Wahrnehmung, und zwar der Wahrnehmung der Wirklichkeit der Person, die ich bin, und der Personen, die mein jeweiliges Gegenüber sind. Projektionen verfälschen immer die Wahrnehmung; und daher verfälschen sie auch die Schuldwahrnehmung. Eine Korrektur der Schuldwahrnehmung ist jedoch dringend geboten, denn es wimmelt in der Welt von (falschen) Schuldprojektionen. Die Steine der Schuldprojektionen fliegen durch die Luft, und wo dem so ist, da ist das Licht der Sonne weniger zu sehen.

Bernhard Sill

aus: Das gute Leben – Das Gute leben.
Zur Ethik und Spiritualität.
Regensburg 2017, 126-127.

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E